



König Charles III.  
und seine Gemahlin Camilla  
besuchen am 31. März die Stadt.  
Dabei treffen sie auch etliche  
Bürger – wie Claus-Günther Budelmann,  
der Charles schon lange kennt.  
Hier erzählt er von ihm

Foto: (Ausschnitt) Prisma Bildagentur, KI-Foto: Björn Schönfeld

**B**ei einem Empfang im Hamburger Generalkonsulat vor ein paar Jahren schüttelte Charles mir fest die Hand. Mein Nebenmann raunte: »Der Arme. Muss jetzt allen die Hand schütteln.« Charles hatte das gehört. Er drehte sich zu uns um, und sagte: »It's my job, my dear.« Ich habe Charles, den Prince of Wales und jetzt König von Großbritannien, bestimmt zehn Mal in meinem Leben getroffen, in Hamburg, bei Empfängen, im Clarence House, seinem Wohnsitz in London, im Schloss Windsor und bei verschiedenen Dinners. Zustände kamen diese Treffen etwa durch meine Arbeit als Privatbankier, durch mein Engagement bei der Royal Academy of Music und später in meinen Jahren als Honorarkonsul von Großbritannien und Nordirland in Hamburg. Jedes Treffen mit ihm war ausnahmslos amüsant. Charles ist ein begnadeter Meister der Unterhaltung, er ist charmant, hat diesen feinen britischen Humor und immer einen Spruch auf den Lippen.

Vor vielen Jahren etwa hielt er die Rede beim Overseas Banking Dinner in der Londoner Guildhall, Hunderte Banker saßen an langen Tischen. Als klar war, dass Charles kam, waren wir sowieso schon alle froh. Keiner hatte Lust, sich das Gerede über Zinsen,

Währungen und Inflationsraten von irgendeinem Zentralbankpräsidenten anzuhören, damit beschäftigen wir uns ja eh alle den ganzen Tag. Charles hätte also nicht viel falsch machen können, aber seine Rede übertraf alle Erwartungen. »Ich habe nicht die geringste Ahnung von Ihrem *tricky business*«, sagte er. »Deswegen halte ich lieber meinen Mund.« Statt eine förmliche Rede zu halten, erzählte er Anekdoten und Witze. Und alle sonst so steifen Banker haben gejoht vor Lachen, und am Ende gab es Standing Ovationen.

Das allererste Mal traf ich Charles vor 55 Jahren, kurz nach Ende meiner Banklehre. Ich war 24 Jahre alt. Damals war es üblich, dass Kaufmänner, Versicherungsmakler und Banker aus der Hansestadt für eine Zeit nach England geschickt wurden – eines der vielen Beispiele, wie tief Hamburg und Großbritannien über die Jahrhunderte miteinander verbunden waren und es noch immer sind. Ohne die Briten gäbe es hier nicht das Abwassersystem, geplant von William Lindley, nicht die Nikolaikirche, und ohne sie wäre hier nach dem Zweiten Weltkrieg auch nicht der Norddeutsche Rundfunk aufgebaut worden oder das Gewerkschaftssystem in vielen deutschen Unternehmen.

Während meiner Zeit in London ging ich am Wochenende zum Polo in den Windsor Great

Park. Es spielten auch Prinz Charles und Prinz Philip mit. Sie waren vielleicht nicht so begnadet wie die anderen Spieler, keine Frage, aber weit mehr als mittelmäßig. Bei dem Spiel damals gab es keine großen Sicherheitsschleusen, keine Absperrung. Charles und Philip wirkten durchaus wie ein Teil der Gruppe (auch wenn sie jetzt nicht wie die anderen nach dem Spiel Kekse vor den Autos gegessen haben). Die Queen war damals auch dabei, sie saß auf einem Klappstuhl am Feldrand und schaute sich das Spiel an, fünfzig Meter von mir entfernt. Das fand ich sehr aufregend und sympathisch. So nahbar.

Überhaupt sind viele Royals weit unpräzise, als man denkt. Charles' Schwester zum Beispiel, Prinzessin Anne, habe ich 2017 im Anglo-German Club an der Außenalster begrüßt. Wir feierten dort die traditionelle Queen's Birthday Garden Party. Sie war auf einem Reitturnier gewesen und besuchte uns danach auf dem Weg zum Flughafen. Bevor sie kam, instruierten mich die Britische Botschaft und die Senatskanzlei: Sie dürfen sie nicht durch den Haupteingang führen! Sie müssen mit ihr von der Seite des Gebäudes um den Baum in den Garten hineingehen! Prinzessin Anne kam dann direkt vor dem Club an, stieg aus dem Auto aus. Ich verbeugte mich leicht und sagte: »Your Royal Highness«, und

erklärte ihr den vorgeschriebenen Weg. »I couldn't care less«, sagte Prinzessin Anne – und ging entspannt durch den Haupteingang hinein.

Und bei einem Benefiz-Polospiegel in London vor einigen Jahren – es spielte die Army gegen die Navy – sollte ich einmal gemeinsam mit Prinz William den Preis an den Gewinner übergeben. William war damals schon mit Kate Middleton zusammen. Wir unterhielten uns eine Weile, und dann sagte Prinz William zu mir: »Wenn wir gleich aus dem Zelt gehen, erschrecken Sie sich nicht. Hunderte Paparazzi werden aus dem Busch springen und Sie ablichten. Aber wenn die Fotografen merken, dass Sie nicht Kate sind, hört es auch schon wieder auf.« Genauso war es.

Charles' Besuch in Deutschland ist natürlich eine politische Reise. Er setzt damit ein Symbol, dass die Briten zu Europa gehören. Sicherlich bedauert Charles den Brexit. Das wird er so nie sagen, die Königsfamilie hält sich mit Kritik an handelnden Politikern Großbritanniens zurück, aber für einen Royal galt Charles schon immer als *outsoken*, als einer, der trotzdem eine klare Meinung hat und sie zeigt. Ich erinnere mich zum Beispiel noch an seine lange Rede über Nachhaltigkeit vor Jahren in Berlin. Dass das für Charles ein wichtiges Thema ist, merkte man deutlich.

Auch jetzt in Brandenburg wird er einen Biobauernhof besuchen.

Wenn Charles und Camilla am 31. März nach Hamburg kommen, werde ich die beiden auf einem Empfang treffen – also ich und 1199 weitere Gäste, viele aus der britischen Community. Charles wird wieder viele Hände schütteln. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich mit ihm spreche, ist nicht sehr hoch. Aber wenn, wird das Treffen bestimmt wieder so amüsant wie die anderen Male.

PROTOKOLLIERT VON FIONA WEBER-STEINHAUS

Lesen Sie dazu auch:

Über Hamburgs besondere Beziehung zur Monarchie auf Seite 14 im Hamburg-Teil und über den Besuch des Königspaares in Berlin und Brandenburg im Ressort Politik auf Seite 3



Claus-Günther Budelmann, 79, ist Präsident des Anglo-German Club Hamburg. 2004 wurde er von Queen Elizabeth II mit dem Most Excellent Order of the British Empire ausgezeichnet

## Thema des Monats

Hanseatisch  
hochnäsiger

Seit Jahren streiten sich Hamburger Politiker mit den Nachbarländern: über neue Schienen und Straßen, Trinkwasser und HVV-Tarife. Wer gewinnt? Leider keiner VON FRANK DRIESCHNER

Im November hat die damals im Entstehen begriffene Landesregierung in Niedersachsen eine ungewöhnliche Entscheidung getroffen. In ihrem Koalitionsvertrag, der die wichtigsten Vereinbarungen von SPD und Grünen enthält, legten beide Partner sich auf eine Position zum größten Entwicklungsvorhaben ihres nördlichen Nachbarn fest: Die soeben verwirklichte Elbvertiefung der Hamburger, Stolz und Hoffnung der Hafenvirtschaft, sei »ökologisch gescheitert«. Und gegen jeden Versuch, das Problem mit dem Baggertgut aus der Elbe auf Kosten Niedersachsens zu lösen, werde man klagen.

Eine offene Drohung als Geschäftsgrundlage der Regierung im Nachbarland – muss man sich da als Hamburger nicht Sorgen machen?

Es trifft sich, dass die Hamburger auch mit ihren nördlichen Nachbarn im Streit liegen, das ist allerdings fast immer so. Zwar verbindet beide Bundesländer ihr Interesse am Hamburger Hafen, des »größten Hafens von Schleswig-Holstein«, wie ein Ex-Minister des nördlichsten Bundeslands sagt – aber das war für den Stadtstaat nie ein Grund, sich um eine nachhaltige Lösung seines Schlickproblems zu bemühen, statt es auf Kosten seiner Nachbarn zu lösen (siehe Seite 3).

Hamburg hatte und hat viele Konflikte mit seinem Umland. Manche sind vergessen, manche haben Narben hinterlassen, andere schwelen seit Jahren oder spitzen sich gerade zu. Es gibt allerdings eine Gemeinsamkeit – gewöhnlich setzen die Hamburger sich durch. Da ist die A 26: Dieser Autobahnabschnitt, der seit Jahren von Stade aus auf Hamburg zu gebaut wird, ist bis zu seiner Fertigstellung für Pendler aus dem Landkreis nahezu nutzlos, weil der Stadtstaat die sinnvollere Bauweise in Gegenrichtung verhindert hat. Da sind die hohen HVV-Preise, die in Hamburg beschlossen werden, aber auch mehr als 100.000 Pendler aus dem Umland betreffen. Da ist das Nachtflugverbot: Die Hamburger handhabe es lax und stört so auch die Nachtruhe der nördlichen Nachbarn. Da sind Pläne für Überflutungszonen zum Schutz vor Hochwasser, die auch in Hamburg sinnvoll wären, doch weil Anwohner dagegen sind, werden sie nur in Schleswig-Holstein ernsthaft geprüft. Es geht um Trinkwasser aus der Lüneburger Heide und manchmal sogar darum, wessen Krankenhäuser wessen Kranke behandeln.

Aktuell ist der Streit um die Autobahnast-Stätte Stillhorn: ein großer, lauter Betrieb mit wenigen, karg bezahlten Arbeitsplätzen, keine Kommune hat so etwas gerne bei sich. Noch steht die Raststelle auf Hamburger Grund, doch ist sie an dieser Stelle dem zukünftigen Autobahnkreuz Hamburg-Stillhorn im Weg. Die Hamburger wollen sie darum in den Landkreis Harburg abschieben. Dort ist die Empörung groß. »Das ist ein Negativbeispiel dafür, wie Hamburg mit dem Umland agiert«, heißt es in der Kreisverwaltung. Womöglich war es früher schlimmer. Als der damalige niedersächsische Ministerpräsident David McAllister seinem Landtag anno 1998 aus seiner Sicht das Sündenregister der Hanseaten vortrug, fügte er hinzu: »Ich rede deshalb so schnell, weil es so viele Projekte sind, die immer wieder am Widerstand Hamburgs gescheitert sind.«

Nun sind Interessensgegensätze unter Nachbarn unvermeidlich. Die Frage ist, wie man sie löst. Wer als Hamburger diese Frage stellt, der sollte auf einiges gefasst sein. Auf den niedersächsischen Wirtschaftsminister Olaf Lies zum Beispiel, der den Hamburgern »Ignoranz und Eitelkeit« vorwirft. Auf den ehemaligen schleswig-holsteinischen Wirtschaftsminister Bernd Buchholz, der die Haltung des Stadtstaats, jedenfalls vor seiner Amtszeit, so charakterisiert: »Wir sind hier Hamburg, und alle anderen sind nur Frisüre.« Auf den ehemaligen schleswig-holsteinischen Ministerialdirigenten und Wirtschaftskordinator Günther Meienberg, der über die Hamburger sagt: »Wenn sie etwas von uns wollten, wären sie sehr nett. Und wenn wir etwas von ihnen wollten, dann waren sie hanseatisch hochnäsiger.« Und daran, ergänzt Meienberg, habe sich nach Auskunfts seiner noch im Amt befindlichen Ex-Kollegen bis heute wenig geändert.

Aufschlussreich ist es, mit Rainer Rempe zu reden, dem Landrat des Kreises Harburg. Wahrscheinlich leidet niemand so sehr unter den Hamburgern wie die Bewohner des südlich angrenzenden Landkreises, der von Autobahnen, Rangieranlagen, ICE- und Gütergleisen regelrecht zerschnitten wird. Es fällt dem Landkreis schwer, seine Interessen gegen den übermächtigen Nachbarn zu verteidigen. »Wir sind manchmal richtig vor den Kopf gestossen worden«, sagt Rempe. Das sind nur Sätze, mit denen die Leidtragenden sich öffentlich zitieren lassen. Was hinter ver-

schlossenen Türen zu erfahren ist, klingt oft erheblich schlimmer. Die meisten Experten äußern sich bloß anonym – Konflikte zwischen Bundesländern erfordern Diplomatie, man muss ja weiterhin miteinander zurecht kommen. Aber Fachleute und Verfahrensbeteiligte in Hannover, Kiel, aber auch in Hamburg selbst, bestätigen im Kern die Kritik.

In vielen Fällen wäre Leugnen auch zwecklos. Es ist ja unbestreitbar, dass die ständigen Staus auf dem Hamburger Teil der A 7 den Wirtschaftsverkehr des gesamten Nordens behindern, weil die Hamburger vor 50 Jahren unbedingt wollten, dass diese Autobahn nahe ihrer Stadtmitte verläuft. Unbestreitbar sind die Grundwasserversalzung im Alten Land und die Verstopfung der stromabwärts gelegenen Elbhäfen durch Sedimente infolge zahlreicher Elbvertiefungen, die Hamburg verlangt und durchgesetzt hat. Und unbestreitbar sind die Prognosen für die Hafenvirtschaft seit Jahren widerlegt, mit denen die letzte Elbvertiefung begründet wurde.

Es würde zu weit führen, alle Vorwürfe und die jeweiligen Entgegnungen in all ihren Verästelungen zu schildern. Insgesamt ergibt sich aber ein recht klares Bild: Die Hamburger gelten nördlich und südlich ihrer Grenzen als rücksichtslos und überheblich – und das nicht ohne Grund. Typisch ist, was eine Verkehrsplanerin aus dem Landkreis Harburg schildert: »Es gibt Planungsrunden, allerdings entsteht nicht selten der Eindruck, dass lediglich mitgeteilt wird, was geschehen wird.«

Der auf lange Sicht wohl folgenschwerste Konflikt ist an die 30 Jahre alt, aber in diesen Tagen spitzt er sich zu: Wie viele Personen- und Güterzüge verkehren in Zukunft wo und in welchem Tempo zwischen Hamburg und Hannover? Vordergründig geht es nur um Eisenbahngleise, in Wirklichkeit aber auch um die Entwicklung eines nordeuropäischen Wirtschaftsraums bis hinauf nach Skandinavien, und um Verkehrswege und Klimaschutz. Die Hamburger wünschen sich eine neue, leistungsfähige, möglichst gerade Hochgeschwindigkeitstrasse in Richtung Hannover, die Niedersachsen wollen nur bereits bestehende Strecken ausbauen.

#### Der Metropolregion ginge es besser, würde man vernünftiger zusammenarbeiten

Man muss sich klarmachen, was neue Schienenwege für die Anrainer bedeuten, um die Wut und die Verzweiflung zu verstehen, mit der sich Einwohner dünn besiedelter Gegenden in Niedersachsen gegen das Verhängnis auflehnen, das da auf sie zurollt. Ein Gütergleis oder eine ICE-Trasse, das ist eine weithin dröhnende, manchmal kreischende Lärmquelle, bei Tag und bei Nacht, und zudem eine unüberwindliche Grenze, viele Kilometer lang, wo vorher Bewegungsfreiheit herrschte. Die Betroffenen haben davon wenig, Der ICE dient vor allem Reisenden aus entfernten Großstädten zur Überwindung eines Zwischenraums, dessen Bewohner sich allenfalls am Wachstum des Bruttosozialprodukts infolge dieser Reisetätigkeit erfreuen können.

»Der Landkreis Harburg ist maximal betroffen«, sagt ein Verkehrsplaner in Hannover. Die Harburger hätten sich gewünscht, dass Hamburg im Gegenzug wenigstens in seinem gerade in Arbeit befindlichen Verkehrsentwicklungsplan bessere Straßen- und Schienenwege für die vielen Pendler des Landkreises vorsieht. Doch bislang zeigt sich der Senat der Freien und Hansestadt wenig geneigt, diesem Ersuchen Folge zu leisten. »Man verlangt den Menschen ein großes Opfer ab und es wird dafür nichts angeboten«, heißt es – verbittert – in der Harburger Verwaltung. Aus Sicht der Hamburger liegt eine neue Hochgeschwindigkeitstrasse auch im Interesse Harburgs, weil die vorhandenen Gleise dann besser für den Regionalverkehr genutzt werden könnten. Aus Sicht der Harburger klingt das wie Hohn: Sie haben bei den Schienen schon große Zugeständnisse gemacht, und bessere Verbindungen in den Stadtstaat waren Teil des Geschäfts. Doch die Hamburger verlangen immer mehr. »Warum«, so fragt ein Harburger Experte, »sind denn die einen mehr wert und die anderen weniger?«

Inzwischen ist es acht Jahre her, dass Niedersachsen in einem Bürgerdialog einen Vorschlag für den Ausbau der bestehenden Schienenverbindungen entwickelte. Zwar wäre er nach heutigen Maßstäben unzureichend. Aber es war immerhin ein Kompromiss, der von den meisten betroffenen Kreisen und Kommunen unterstützt wurde. Und er hätte umgesetzt werden können, ohne im Volkszorn oder in langjährigen Gerichtsverfahren unterzugehen.

Möglich wurde der Kompromiss nur durch ein Versprechen: Ihr einigt euch, hatten Vertreter von Bund, Bahn und Niedersachsen zu Beginn der Verhandlungen angekündigt, und wir halten uns an

eure Pläne. »Ich habe damit zehn Monate lang jeden Freitag einen kompletten Tag verbracht«, erzählt der Harburger Landrat Rempe. »Wir haben darauf vertraut, dass das, was uns damals gesagt wurde, auch umgesetzt wird.«

Doch als das Ergebnis endlich vorlag, geschah nichts. Keine konkreten Pläne, kein Planfeststellungsverfahren – einfach gar nichts. Da entsannen sich die Teilnehmer des Dialogs, dass Hamburger Vertreter zwar mit am Tisch gesessen, sich aber kaum beteiligt hätten – ganz so, als spekulierten sie auf ein Scheitern der Verhandlungen, um danach ihre Ziele in direkten Gesprächen mit der Bahn und dem letztlich zuständigen Bundestag durchzusetzen.

Frage an die Hamburger Verkehrsbehörde: Triffst du das zu? Antwort: keine. Dabei ließe sich der Sachverhalt schnell klären, der Vertreter des Stadtstaats beim Schienendialog arbeitet noch heute in der Verkehrsbehörde, man könnte ihn fragen. »Das Entscheidende ist für uns, den Deutschlandtakt so schnell wie möglich umzusetzen«, teilt sein Vorgesetzter, Verkehrssenator Anjes Tjarks (Grüne) stattdessen schriftlich mit. Der Deutschlandtakt ist das jüngste Zukunftsprojekt der Bahn, er erfordert bessere Schienenverbindungen als jene, die Niedersachsen zu bauen bereit ist. »Hamburg nutzt den Deutschlandtakt, um sein Interesse an einer Neubaustrecke wieder aufzugreifen«, entgegnet ein Verkehrsplaner aus Hannover.

Aus Harburger Sicht erschien geradezu kafkaesk, wie der Streit um die Schienen weiterging. Es ist nicht lange her, da tauchten auf einer Internetseite der Bahn Pläne für eine neue Hochgeschwindigkeitstrasse auf: eine Planung, die allen Hamburger Wünschen und den schlimmsten Alpträumen der Harburger entsprach. Wer hatte das entschieden? Und warum? Der Landkreis bemühte sich vergeblich um Auskünfte. »Es ist mir nach wie vor nicht klar, wer diesen Planungsauftrag erteilt hat«, sagt Landrat Rempe.

Zuletzt hat sich das grün geführte Bundeswirtschaftsministerium in diesem Konflikt auf die Seite Hamburgs gestellt, während das FDP-geführte Bundeswirtschaftsministerium die Niedersachsen unterstützt. Es braucht Optimismus, um bei diesem Stand der Dinge auf eine Einigung zu hoffen.

Vielleicht würde es helfen, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Die Hamburger könnten sich fragen, ob es ihrer Hafenvirtschaft im europäischen Konkurrenzkampf weniger schlecht erginge, wären sie bereit gewesen, enger mit den niedersächsischen Häfen zusammenzuarbeiten. Sie könnten sich auch fragen, ob ihr Hafen dann ohne einen Köhlbrandtunnel auskäme, dessen Finanzierung gerade zu scheitern droht. Sie könnten sich fragen, wie es um ihren Straßenverkehr stünde, wenn die verstopfte A 7 sich nicht ständig ins Stadtgebiet entleeren würde, und was sie mit den Milliarden für deren Überdeckung anfangen könnten, hätten sie sich für eine konventionelle Umgehungsautobahn entschieden. Und wie sich ihr westliches Umland entlang einer solchen Autobahn wohl entwickelt hätte.

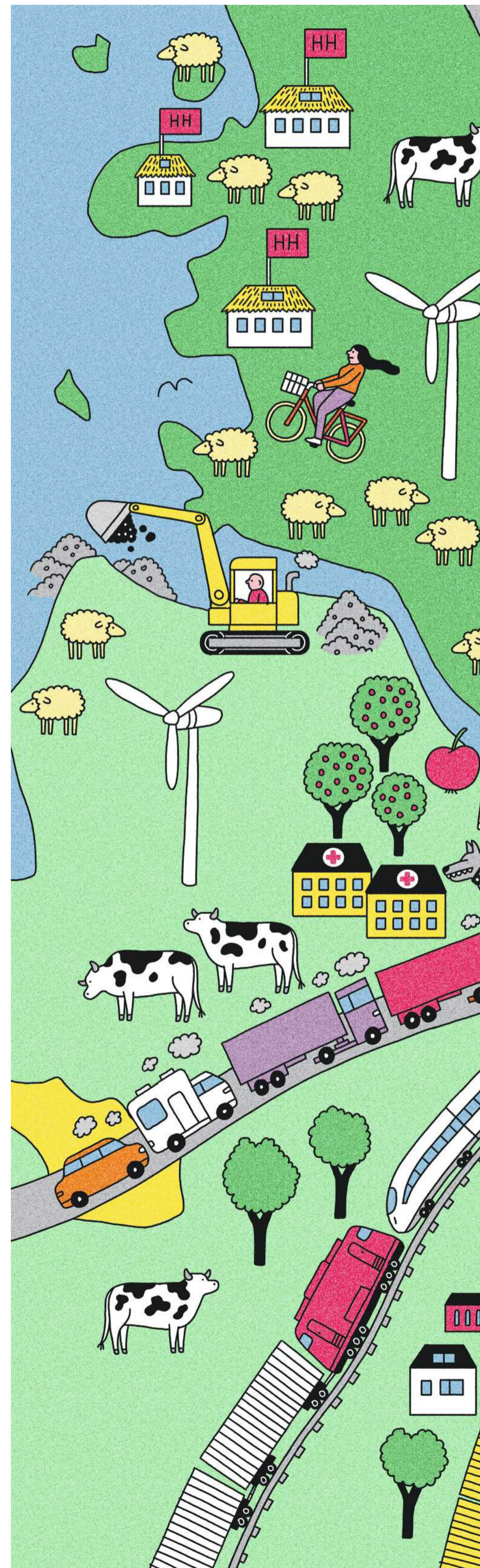
Es gibt eine abstrakte Antwort auf solche Fragen: In einem Gutachten für die Metropolregion Hamburg hat die globale Entwicklungsagentur OECD im vergangenen Jahr die Wirtschaftsentwicklung des Großraums bewertet und für rückständig befunden, weit abgehängt von vergleichbaren Regionen wie Göteborg, Kopenhagen und Rotterdam. Wichtigste Ursache: politische Fragmentierung. Gegen- oder Nebeneinander.

Unter der Bezeichnung »Metropolregion« existieren in Deutschland höchst unterschiedliche Gebilde. Die Metropolregionen Stuttgart und Rhein-Ruhr haben eigene Verwaltungen mit Planungsbefugnis und Etats in mehrstelliger Millionenhöhe. Die »Metropolregion Hamburg« ist ein sechsköpfiger Thinktank in einem entlegenen Flügel der Wirtschaftsbehörde, der das Recht hat, anderen seine Ideen vorzutragen.

Ende Februar im Mecklenburgischen Zarenthin am Schaalsee erblickte eine dieser Ideen das Licht der Öffentlichkeit. Zwei Planungsbüros trugen vor, wie die Entwicklung des Hamburger Großraums bis zur Mitte des Jahrhunderts verlaufen könnte. Vor den Besuchern entfaltete sich ein Panorama aus wirtschaftsstarken Stadtregionen und neuen Naturreservaten, verbunden durch Schienenwege, von denen bis zu diesem Vortrag kaum jemand zu träumen wagte.

Die Details sind unwichtig. Wichtig ist, dass 140 Regierungs- und Behördenvertreter, Bürgermeister und Landräte zusammenkamen, um sich mit dieser Vision zu beschäftigen. Und dass sie frenetisch applaudierten, als ein Vertreter der Metropolregion Hamburg erklärte, es bedürfe neuer Institutionen und Machtverhältnisse, um solche Utopien Wirklichkeit werden zu lassen.

## Niedersachsen und nicht gut zu sprechen.



Elbvertiefung

Hamburgs Pläne, mehr Schlick in die Nordsee zu kippen, stößt auf den Widerstand der Nachbarn

Autobahnen

Vor 50 Jahren bestanden die Hamburger darauf, dass die A 7 nahe ihrer Stadtmitte verläuft. Das führt zu Staus, die im gesamten Norden den Wirtschaftsverkehr behindern

Schienerverkehr

Die Hamburger wünschen sich eine neue Hochgeschwindigkeitstrasse Richtung Hannover. Die Menschen entlang der Strecke fürchten den Lärm

## Metropolregion

Schleswig-Holstein sind auf Hamburg  
Ein Missverständnis? Eher nichtTonnenweise  
Ärger

Das größte Politikum im Norden: Wie viel Elbschlick darf Hamburg ins Meer kippen? VON KRISTINA LÄSKER

Die Verhandlungen sind fast so zäh wie der Modder, um den es hier geht. Seit Monaten verhandelt die Stadt Hamburg mit Schleswig-Holstein, Niedersachsen und dem Bundesverkehrsministerium darüber, wo im Meer sie künftig Sedimente aus der Elbe versenken darf, und wie viel. Die Verhandlungen – mal sind es Experten aus den Behörden, mal Staatssekretäre, Minister oder Senatoren – treffen sich fast wöchentlich. Mit einer Einigung tun sie sich schwer. Das liegt auch an den belasteten Beziehungen zueinander.

An der Schlick-Frage hängt die Zukunft des Hamburger Hafens. Damit große Containerschiffe die Stadt auch weiterhin erreichen, müssen Bagger gewaltige Mengen Schlick aus der Fahrrinne der Elbe holen. Im Jahr 2021 waren es 5,88 Millionen Tonnen, im Jahr 2012 gerade einmal 1,96 Millionen Tonnen. Für die steigende Menge Schlick gibt es Gründe: Weil der Regen fehlt, fließt weniger Wasser die Elbe hinunter. Dem Strom fehlt so die Kraft, genug Schlick in Richtung Meer zu spülen. Das Ausbaggern des Flussbetts, die sogenannte Elbvertiefung, verstärkt das: Durch die tiefere und breitere Rinne spült die Flut jetzt oft mehr Matsch in Richtung Hamburg, als die Ebbe wieder herausdrücken kann.

Die Hafenbehörde bringt deshalb gut die Hälfte des ausgebagerten Modders ein paar Kilometer flussabwärts und kippt ihn kurz vor Wedel ins Wasser. Binnen weniger Wochen schwemmt der Fluss die Sedimente dann wieder zurück. »Kreislauf-Baggerung« heißt diese absurde Sisyphus-Arbeit. Um sie zu reduzieren, paktiert Hamburg mit Schleswig-Holstein. Von 2016 bis Ende 2022 durfte die Stadt 1,5 Millionen Tonnen des vielen Schlicks pro Jahr auf schleswig-holsteinischem Gebiet ins Meer schütten, bei Tonne E3, südlich von Helgoland. Pro Tonne zahlt Hamburg dafür bisher fünf Euro an die Stiftung Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer.

Im Februar 2022 erklärte Hamburg, dass das verabredete Jahreskontingent nicht ausreichen werde – und kündigte an, den Schlick fortan ins »Gebiet der Hamburger Außenelbe« zu bringen, das Seegebiet um die Vogelinsel Scharhörn. Die Insel gehört zu Hamburg, sie ist ein Naturschutzgebiet. Die Hamburger Behörden ließen sich die ökologische Unbedenklichkeit der geplanten Schlickverklappung eigens durch ein Gutachten belegen – doch die Umweltverbände tobten. Das Land Niedersachsen drohte sogar mit einer Klage: Man sorge sich um Fische und Vögel, weil der Schlick das Ökosystem des Wattenmeers als Weltenerbe stören könnte. In Schleswig-Holstein fasste man den Scharhörn-Vorstoß als versuchte Nötigung auf, den Hamburger Schlickpakt zu verlängern. Am Ende griff der Bund ein: Hamburg durfte – ausnahmsweise und kostenlos – den Extra-Schlick an einer der Verbringstellen des Bundes ins Wasser abkippen. Als dauerhafte Lösung kam das aber nicht infrage.

Seither verhandeln Länder und Bund. Und Hamburgs Nachbarn kritisieren, dass die Hansestadt dabei wenig Zugeständnisse mache. »Die haben eine totale Zentriertheit auf die eigene Sicht«, erzählt ein Beteiligter aus Kiel. Wer wie er aus Schleswig-Holstein komme, werde »wie ein Hinterwälder angeschaut«. In Hannover klingt das ähnlich: Die Hansestadt interessiere sich kaum für Niedersachsens Nöte, sagt ein Insider. »Das Verhalten Hamburgs ist für Nachbarn eine Zumutung.« Von der Hamburger Wirtschaftsbehörde heißt es zu den Vorwürfen nur, man werde »immer sehr konstruktiv« an die Gespräche herangehen. Überdies gebe es eine Menge Projekte, bei denen man »gut und gern« mit den Nachbarn zusammenarbeite.

Öffentlich äußern sich nur die Länderchefs zum Schlickstreit, zuletzt Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther (CDU). Sein Land werde Flächen für den Schlick zur Verfügung stellen, versprach er Mitte März bei einem Auftritt im Hamburger Übersee-Club, doch er fügte hinzu: »Aber wenn dann sozusagen der Abfall des Hafens in meinem Land landet, dann muss ich das den Leuten auch ein Stück weit erklären.« Ganz so, als müsse sich Hamburg mehr anstrengen, wenn es seinen Müll loswerden will, etwa durch höheren Tarif pro Tonne oder mehr Offenheit für die Wünsche der Nachbarn.

In Hamburg wird zu der Rede von Günther geschwiegen. Denn eigentlich hatten sich die Länder kurz vor Weihnachten auf einen zwischenzeitlichen Kompromiss geeinigt, um ungestört weiterverhandeln zu können. Demnach darf

Hamburg seit Januar zusätzlich 300.000 Tonnen Schlick zur Tonne E3 südlich von Helgoland bringen. Im Gegenzug verzichtet Hamburg auf die Verklappung vor Scharhörn, zumindest bis zum dritten Quartal dieses Jahres. Beide Länder verabredeten das mit der Hoffnung, dass sie Zeit gewinnen, um sich auf neue Schlickdeponien zu verständigen.

Doch der weihnachtliche Schlickfrieden war keinen Monat alt, als Hamburgs Erster Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) im Übersee-Club für neue Aufregung sorgte. Er brachte erneut und ungefragt die Verklappung vor Scharhörn ins Spiel, womöglich, um den Druck auf die Verhandler zu erhöhen. Günthers jüngste Rede im Übersee-Club ist als Retourkutsche zu verstehen.

Wie aber könnten Lösungen jenseits der verbalen Schlammschlachten aussehen? Das steht in einer »Gemeinsamen Erklärung«, auf die sich der Bund und die drei Nordländer ebenfalls vor Weihnachten verständigt hatten. Das dreiseitige Papier liegt der ZEIT vor. Darin werden Grundsätze und nächste Schritte zu einem »nachhaltigen Sedimentmanagement« verabredet. Sogenannte Feinsedimente sollen etwa künftig stärker im Deichbau verwertet werden. Die »ökologisch bedenkliche Kreislauf-Baggerung soll aktiv, schnell und umfassend« reduziert werden.

Bis Mitte dieses Jahres wollen sich die Unterzeichner der Erklärung möglichst über drei langfristige Schlickdeponien in der Nordsee einigen: bei Tonne E3 vor Helgoland, in der Ausschließlichen Wirtschaftszone (AWZ) zwölf Seemeilen jenseits der Nordseeküste und in dem zu Niedersachsen gehörenden Seegebiet Tiefwasserree, 30 Kilometer westlich von Helgoland.

Am weitesten seien die Gespräche zu Tonne E3 gediehen, heißt es aus den Verhandlungen.

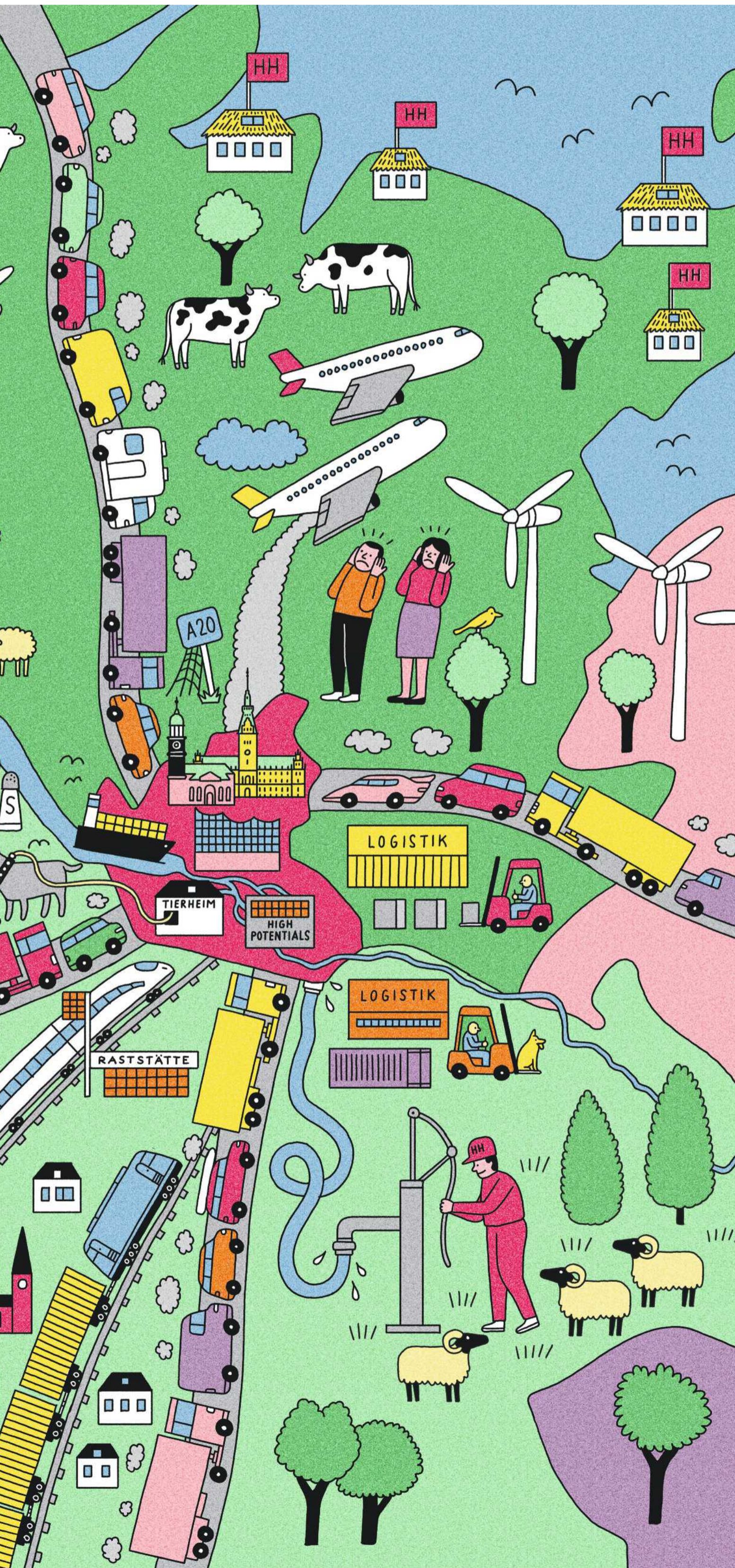
Über einen Zeitraum von zehn Jahren sollen dort jährlich zwei Millionen Tonnen Sediment oder mehr versenkt werden – statt wie bisher 1,5 Millionen Tonnen. Noch werde über den Preis pro Tonne »gepokert«, erzählt ein Beteiligter. Schleswig-Holstein fordert demnach bis zu neun Euro pro Tonne. Hamburg aber wolle bei fünf Euro bleiben, heißt es aus dem Umfeld des Rathauses.

Um die Ausschließliche Wirtschaftszone zu nutzen, hatte Hamburgs Hafenbehörde bereits im Sommer 2022 beim Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie beantragt, über die nächsten zehn Jahre zusätzlich bis zu 1,5 Millionen Tonnen dort hinbringen zu dürfen. Doch eine Nutzung könne »nicht vor 2025 realisiert werden«, heißt es in der Gemeinsamen Erklärung. Erst müsse die Bundesbehörde die neue Option prüfen und genehmigen. Schlick in die AWZ zu bringen – das habe man ja schon 2017 vorgeschlagen, sagt ein Verhandlungsbeteiligter aus Hannover. Hamburg habe den nötigen Antrag dazu aber über Jahre »verschuldet«. Der Hamburger Senat werde sich für die Option zurückziehen. »Überlegungen zur Verbringung von Baggergut in die AWZ gibt es seit vielen Jahren«, heißt es in der Antwort des Senats auf eine Schriftliche Kleine Anfrage der Hamburger CDU im Februar. Seit 2017 habe Hamburgs Hafenbehörde »die fachlichen Anforderungen eines derartigen Vorhabens ausgelotet«. Der Zeitverzug wird mit dem »komplexen Zulassungsverfahren« begründet.

Klar ist aber auch: Bei bis zu sechs Millionen Tonnen Schlick, der künftig pro Jahr aus Hamburg anfällt, dürfte es nicht ausreichen, Sedimente nur nach Helgoland oder in die AWZ zu schaffen. Deswegen verhandeln die drei Länder und der Bund auch noch über die Tiefwasserree.

Als wäre all das nicht schwierig genug, hat der neue maritime Koordinator der Bundesregierung, Dieter Janecek, den Schlick-Streit zwischen den Ländern zuletzt weiter verschärft. Der Grünen-Politiker forderte, dass die Länder – und damit auch Hamburg – künftig mehr für die Schlickentsorgung zahlen. Bisher bringt die Stadt knapp 100 Millionen Euro pro Jahr dafür auf. Der Bund trägt weitere 120 Millionen Euro. Geht es nach Janecek, müssten die Kosten des Bundes stärker auf die Länder verteilt werden, was denen nicht gefallen dürfte.

Lösen soll das Schlamassel um den Schlick nun Hamburgs neue Hafensenatorin Melanie Leonhard (SPD). Bei ihren ersten Auftritten rügte die SPD-Politikerin die Nachbarn und den Bund. Die täten gerade so, als sei der Betrieb des Hafens bloß »Hamburgische Folklore« und nicht von »nationaler Bedeutung«. Leonhard sprach auch versöhnliche Worte. Es sei »nicht unrealistisch«, bis Herbst 2023 eine Lösung für das Schlickproblem zu finden. Aber das sei, wie sie sagt, »voraussetzungslos«.



Fluglärm

In Hamburg ist man großzügig mit dem Nachtflugverbot, dabei fühlen sich die nördlichen Nachbarn in ihrem Schlaf gestört

Hochwasserprävention

Pläne für Überflutungszonen werden nur in Schleswig-Holstein ernsthaft geprüft. Dabei wären sie auch in Hamburg sinnvoll

Wasser-versorgung

Seit Jahrzehnten holt Hamburg sich Trinkwasser aus der Nordheide. Dort stört das viele

## Meinung

8000 Quadratmeter, verteilt auf sechs Etagen: Ein Blick in das leerstehende Karstadt-Sport-Gebäude in der Innenstadt



Eine Aktivistin der »Letzten Generation« bei einer Blockade der Elbbrücken

## Viel Platz, aber kein Plan

Das Kaufhaussterben geht weiter. In Harburg und Wandsbek werden 2024 zwei Karstadt-Filialen schließen, ein paar Hundert Menschen werden ihre Jobs verlieren, auch im letzten verbliebenen Karstadt in der Mönckebergstraße wird entlassen. Natürlich ist das bitter.

Aber abgesehen davon: Ist es nicht eigentlich eine gute Nachricht, dass die Leute ihr Shopping heute lieber online erledigen – und an zentralen Orten der Stadt geräumige Immobilien frei werden? Es gäbe lauter sinnvolle Nutzungen für sie. In der Kleinstadt Lünen im Ruhrgebiet etwa fand sich eine Baugenossenschaft, die ein ehemaliges Hertie-Gebäude in ein Wohnhaus umgebaut hat. In Düsseldorf gewann die Stadt einen Investor mit einem langfristigen Pachtvertrag dafür, ein riesiges stillgelegtes Postgebäude am Hauptbahnhof zur Stadtbibliothek umzubauen. In Hamburg ist von einem solchen Aufbruch leider nichts

zu spüren. Im ehemaligen Karstadt Sport an der Mönckebergstraße gibt es zwar Ausstellungen und andere Kulturveranstaltungen – aber bloß auf Abruf, als Zwischennutzung. Die Verwalter des milliardenschweren Fonds-Portfolios, dem die Immobilie gehört, sind überzeugt, in zwei, drei Jahren werde der nächste Großmieter das Haus erneut wach küssen und in ein Shopping-Paradies verwandeln. Und da liegt das Problem. Die Investmentfonds, denen heute die Handelsimmobilien gehören, nehmen Innenstädte in Geiselhaft, weil sie an einem obsolet gewordenen Geschäftsmodell festhalten. Jahrzehntlang schreiben sie sich für ihre Immobilien steigende Werte in ihre Bilanzen. Eine Neuvermietung würde einen Realitätscheck bedeuten, der aufdeckt, dass kaum noch Spitzenmieten zu erzielen sind. Das drückt den Wert der angeblichen Topimmobilien, also lässt man sie lieber leerstehen.

Aus der Sicht der Städte wäre die Wertkorrektur überfällig. Nur kann die

Politik die Eigentümer schlecht dazu zwingen, von ihrem hohen Rendite-Ross zu steigen. Was sie tun könnte, wäre, klarzumachen: Die Zeit der Shopping-Monokultur in der Innenstadt ist vorbei. Stattdessen setzt man in Hamburg auf inkoherente Maßnahmen zur Attraktivitätssteigerung. Dazu gehört die Idee, neben der Mönckeberg- auch die Steinstraße für den Privatverkehr zu sperren. Aber den Autoverkehr aus der Innenstadt fernzuhalten, während unter dem kommenden Super-Shoppingcenter in der Hafencity gerade das größte Parkhaus der Stadt entsteht: Das ist absurd. Ab Frühjahr 2024 wird das Westfield Hamburg-Überseequartier der Anlaufpunkt für alle, die bequem und motorisiert in Hamburg shoppen wollen. Hamburgs Politik hat das vor einer Dekade so beschlossen, zusammen mit dem Bau der Riesen-Mall. Das alte Konzept der Shopping-Innenstadt war damit erledigt. Ein neues, mit einer Idee, was nun kommen könnte, wäre überfällig. CHRISTOPH TWICKEL

## Das Recht des Schwächeren

Natürlich gehören die Klimaschützer der »Letzten Generation«, die in der vergangenen Woche die Elb- und die Köhlbrandbrücke blockiert haben, nicht wirklich der letzten Generation an, die noch etwas gegen eine katastrophale Aufheizung der Erdatmosphäre unternehmen kann. Der vermeintlich letzten Generation wird eine allerletzte folgen und danach aller Voraussicht nach eine große Zahl weiterer, die sich in einer ähnlichen Lage befinden werden. Politik, Wirtschaft und Konsumenten dürften auch zu Zeiten unserer Kinder und Enkel noch Gelegenheit haben, beim Klimaschutz zu versagen – und Protest herauszufordern.

Wir alle, die wir uns nicht auf Straßen festbetonieren, können uns getrost darauf einstellen, dass Endzeitstimmung und verzweifelter Protest zu unserer Zukunft und zur Zukunft unserer Kinder gehören. Wie gehen wir damit um?

Es ist nicht einfach, zu entscheiden, ob es ein »Wir« in dieser Frage überhaupt gibt. Als Autofahrer, Vielflieger, Fleischesser sind »wir« die Widersacher der Menschen, die da unseren Alltag stören. Wollen wir diesen Lebensstil ungestört fortsetzen, könnte uns an einer Eskalation gelegen sein: Sobald der Streit ums Klima zur Sache der Strafjustiz wird, stehen nicht mehr wir am Pranger, sondern die Klimaschützer.

Als Bioladen-Kunden und Grünen-Wähler könnten »wir« das anders sehen. Im Kampf um das Klima haben wir viel zu wenig erreicht. Mit welchem Recht könnten wir der »Letzten Generation« vorschreiben, sie möge doch bitte – wie wir – auf Wahlen, Unterschriftensammlungen und die Überzeugungskraft guter Argumente vertrauen?

Glücklicherweise ist die Gesellschaft nicht so tief gespalten, wie hier angedeutet. Viele werden sich mal im einen und mal im anderen Lager sehen. Vielleicht hilft es, gemeinsam

zurückzuschauen: Was bewirkt politische Militanz? Der Kampf um die Atomkraft wurde nicht in den Schlachten an Bauzäunen von Kalkar und Brokdorf in den 1970er-Jahren entschieden, sondern durch eine allmähliche Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse nach den Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima, die am Ende eine Bundesregierung die Mehrheit zu kosten drohte.

Andererseits würden heute wenige bestreiten, dass die Welt besser dran wäre, hätten die Atomkraftgegner schon in den 1970er-Jahren eine Energiewende erreicht. So gesehen könnte es gut sein, dass sich die meisten unserer Kinder eines Tages mit Sympathie und Respekt an diejenigen erinnern werden, die sich dieser Tage auf Straßen festbetonieren. Gemessen an den vergangenen Schlachten zwischen AKW-Gegnern und Polizei wirkt das fast rührend harmlos – und doch werden die Aktivistinnen dafür nun ins Gefängnis gehen. FRANK DRIESCHNER

ANZEIGE | KÖRPER & GESUNDHEIT | Ein Spezial des Zeitverlags

## KÖRPER UND GESUNDHEIT



## Die beste Prävention: Bewegung

In puncto Prävention sind sich Forschende einig: Regelmäßige sportliche Aktivität wirkt sich positiv auf die Gesundheit aus. Eine kluge Ernährung on top stärkt überdies die körpereigenen Abwehrkräfte.

Der Hamburger Präventionsexperte Professor Christoph M. Bamberger hält »körperliche und gleichwertig mentale Bewegung« für die wichtigsten Elemente einer gesunden Lebensführung. Zu langes Sitzen hält der Fach-

mann für »toxisch«, ebenso das »Konsumieren nichtiger Inhalte«, etwa am Fernseher oder anderen Displays. Fakt ist, ein aktiver Lebensstil mit so kurzen Sitzphasen wie möglich lohnt sich in vielerlei Hinsicht. Das Robert-Koch-Institut (RKI) schreibt: »Wer regelmäßig körperlich aktiv ist, kann damit die körperliche, psychische und soziale Gesundheit steigern sowie das Herz-Kreislaufsystem und die Entwicklung des Muskel-Skelettsystems stärken.« Als weitere Pluspunkte listet das RKI die

Prävention von Übergewicht und Rückenschmerzen auf. Jüngste Forschungen gehen sogar davon aus, dass Krebsentstehung und Bewegungsmangel assoziiert sind. Muskeln seien nicht nur schön anzusehen, sondern ein »wichtiges Biosystem, das sogar Entzündungen verhindern kann«, erklärt Gerhard Huber, Präsident des Deutschen Verbandes für Gesundheitssport und Sporttherapie. Und welche Sportart ist besonders geeignet? Die, die am meisten Spaß macht, sagen Experten unisono.

Für den Umstieg in einen aktiven Lebensstil lohnt sich auch der Gang ins Wasser (siehe unten). Aber auch durch smartes Essen lässt sich das Immunsystem stärken und Infekten gezielt vorbeugen. Der Darm ist »die Schnittstelle zwischen Außenwelt und Innenleben«, erklärt Ernährungsmediziner Hans Hauner. Über die Wand dieses großen Organs werde unser Organismus mit lebenswichtigen Nährstoffen versorgt. Der Darm ist folglich die Basis einer funktionierenden Im-

munabwehr und damit zentral für unser Wohlbefinden. Besonders empfehlenswert sei eine »naturreichere, pflanzlich betonte Kost mit maximal 300 bis 600 Gramm Fleisch und Wurst aus artgerechter Tierhaltung pro Woche«. Für ein gut funktionierendes Immunsystem sind außer Vitaminen, sekundären Pflanzenstoffen und Mineralien auch hochwertiges Eiweiß (Hülsenfrüchte, Getreide, Nüsse oder Eier, Geflügel, Fisch) und gesunde Fette (Raps-, Lein- oder Olivenöl) wertvoll. Kleiner

Tipp: Viel Vitamin C steckt in der heißen Zitrone. Auch Paprika ist eine echte Vitamin C-Bombe – 100 Gramm reichen schon, um den täglichen Bedarf zu decken. Scharfstoffe, sogenannte Gingenole, in Chili und Ingwer wirken anti-entzündlich. So kann ein kleiner Ingwer-Shot eine gute Prävention sein, aber auch eine lecker zubereitete scharfe Curry-Soße mit Kurkuma, Pfeffer und Chili.



## Für eine gesunde Darmflora

Darmgesundheit ist mehr als nur eine gute Verdauung. Der Darm ist mit seinen 100 Billionen Mikroorganismen das Zentrum unseres Immunsystems. Rund 100 Millionen Nervenzellen sitzen in den Darmwänden und sind Signalgeber fürs Gehirn, weshalb Belastungen wie Stress, einseitige Ernährung und Medikamente oft auf Bauch und Psyche schlagen. Die Bedeutung einer gesunden Darmflora wurde lange Zeit unterschätzt, dabei entscheidet die Zusammensetzung der Mikroben im Darm über unsere Gefühle, das Gewicht und die Gesundheit.

Milchsäurebakterien zählen zu den wichtigsten natürlichen Bewohnern im intestinalen Mikrobiom (Darmflora). Gesäuerte Milchprodukte wie Joghurt, Buttermilch und Kefir, aber auch Sauerkraut enthalten viele dieser lebenden Milchsäurebakterien. Doch die in Lebensmitteln natürlich vorhandenen Milchsäurebakterien sind wahre Sensibelchen. Sie mögen weder Antibiotika, hohe Temperaturen noch Feuchtigkeit und während der Lagerung sinkt die Keimzahl deutlich. Im Körper setzen den

Milchsäurebakterien dann noch Magen- und Gallensäure zu. Die Folge: Nur etwa 10 bis 40 Prozent kommen lebend im Dickdarm an. Unterstützung bringen hochkonzentrierte Darmpräparate, die aus mehreren Bakterienstämmen zusammengesetzt sind. Sie werden bei einer sogenannten Darmsanierung eingenommen und bauen die Bakterienflora auf. In Pulver oder Kapseln sind die Bakterien sicher verpackt gegen die aggressive Magensäure und gelangen bis in den Darm.

Exklusiv im Reformhaus® erhalten Sie »Darmflora plus select intensiv« mit 22 selektierten Milchsäurebakterien-Kulturen und 160 Milliarden Bakterien pro Tagesdosis in genau abgestimmter Dosierung zur optimalen Versorgung aller Darmabschnitte. Geeignet als Darmkur während und nach einer Antibiotika-Therapie und zur Unterstützung der Darmschleimhaut und des Immunsystems. Die Ernährungs-Expert:innen im Reformhaus Engelhardt sind in den Bereichen Naturarznei und Nahrungsergänzung bestens ausgebildet und beraten Sie kompetent.

Reformhaus

## Für Darmschleimhaut und Immunsystem

REFORMHAUS ENGELHARDT empfiehlt: Darmflora plus select intensiv von DR. WOLZ

- hoch dosierte Milchsäurebakterien
- 160 Milliarden Bakterien pro Tagesdosis
- In Studien getestet
- Multi-Species-Konzept
- Versorgung aller Darmabschnitte
- Auch während und nach einer Antibiotika-Therapie
- ReformProdukt® des Jahres 2023



ENGELHARDT

Reformhaus Engelhardt · Entdecken, was gut tut  
36 x in Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen



## SaunaWeltreise in der Therme

EIN BEITRAG DER HOLSTENTHERME GMBH

Auf der SaunaWeltreise entspannen Gäste der HolstenTherme in einer liebevoll und authentisch eingerichteten Wohlfühlwelt: Aus Tausendundeiner Nacht über Afrika und Japan bis in den Himalaya, immer begleitet von wunderbaren Düften, Farben und Stimmungen. Exklusive Anwendungen, luxuriöse Ruhebereiche – so geht es ganz entspannt um die Welt.

Die HolstenTherme in Kalkar, nur 20 Minuten nördlich von Hamburg – hier findet jeder seine kleine Auszeit. Geöffnet hat die HolstenTherme täglich und besonders unter der Woche lohnt sich der Besuch, denn dann ist es besonders entspannt.

KONTAKT  
HolstenTherme GmbH  
Norderstr. 8  
24568 Kalkarkirchen  
Tel. (0419) 91 22-0  
E-Mail: info@holstentherme.de

## IMPRESSUM

Verlag: ZEIT Verlag Gerd Bucerus GmbH & Co. KG, Bucerusstraße, Helmut-Schmidt-Haus, 20085 Hamburg; Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser; Art Direction: Kay Lübke, Dietke Steck; Realisierung: Studio ZZ GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsguppe; Projektmanagement: Fritz Lüders; Redaktion: Cornelia Heim; Grafik: Sonja Feldkamp; Lektorat: Eibert Scheunemann; Bilder: iStockphoto.com – Robin Ollimb / Macrovector; Produktmanagement: Klara Rösler; Chief Sales Officer ZEIT Verlagsguppe: Aki Haderson; Head of Local Editions: Maren Henke; Tel.: 040 / 32 80 152; maren.henke@zeit.de; Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 68 vom 1. Januar 2023



## Medizin

WO WUNDEN  
HEILEN

Maksym Abramov wurde in der Ukraine von Granatsplittern getroffen, nun wird der Soldat in Hamburg gesund gepflegt. Genau wie 50 weitere Verletzte seit Beginn des Krieges VON ANNIKA LASARZIK

Diesen Schmerz, sagt Maksym Abramov, werde er nie vergessen. Es ist der 5. Mai 2022, nahe der südukrainischen Stadt Soledar versucht seine Einheit, die russische Artillerie zurückzudrängen. Sie waren unter den Beschuss eines Raketenwerfers geraten. Granatsplitter bohren sich in den Körper des 25-Jährigen, in seine Beine, sein Kreuz, ein Splitter zertrümmert seinen Ellenbogen. Abramov spürt noch, wie ein Kamerad ihn über den Boden schleift und einen Druckverband anlegt, dann verliert er das Bewusstsein.

Einige Monate später, an einem trüben Februartag, sitzt Abramov in einem kleinen Café in Hamburg-Bergedorf. Auf seinem Handy zeigt er ein Röntgenbild seines in viele Teile zersplitterten Ellenbogens. Heute ist der mehrfache Bruch fast verheilt, auf Abramovs Unterarm ist nur noch eine rote Narbe zu sehen.

Im September wurde Abramov im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf operiert, Unfallchirurgen konnten das Ellenbogengelenk mithilfe von körpereigenem Knochengewebe aus seinem Bein neu aufbauen. »Ein Wunder«, sagt Abramov, ein großer Mann in beiger Soldatenuniform mit dem Gesicht eines Jungen. »Oder einfach Glück.«

Er ist einer von 630 Kriegsverletzten aus der Ukraine, die seit Beginn des Krieges in Deutschland behandelt wurden. Sie kamen im Rahmen eines Nothilfeprogramms der Europäischen Union hierher: Fehlt es ukrainischen Kliniken an Material oder Expertise, um schwerverletzte Kriegssopfer angemessen zu versorgen, können sie die EU um Unterstützung bitten. Die jeweiligen Intensivpatienten werden zunächst ins polnische Rzeszów gebracht und von dort mit einem medizinischen Evakuierungsflugzeug ausgeflogen.

Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe koordiniert die weitere Verteilung der Patienten auf die Bundesländer. Sie folgt dem Kleeblattkonzept, das in der Pandemie entwickelt wurde, um die Überlastung von Intensivstationen zu verhindern. Es teilt die deutsche Kliniklandschaft in vier Regionen ein und zeigt die Kapazitäten und die Spezialisierung der Krankenhäuser dort an.

»Die Patienten kommen mit hochkomplexen Stich-, Schuss- und Explosionswunden in Bauch und Thorax, mit mehrfach gebrochenen Knochen und Gelenken, die aussehen wie explodiert«, sagt der Chefarzt der Unfallchirurgie in der Asklepios-Klinik St. Georg, Michael Hoffmann. »Sie zu versorgen ist schon wegen der Infektionsgefahr herausfordernd, ihre Wunden sind oft mit multiresistenten Keimen belastet. Jeder Patient wird daher zunächst isoliert.« Hoffmann vermutet, dass früher und langer Antibiotika-Einsatz sowie die Verschmutzung in offenen Verletzungen die Entwicklung von Resistenzen begünstigen.

50 Kriegsverletzte kamen bisher nach Hamburg, zumeist Soldaten. Es sind auch Zivilisten unter ihnen, die auf Minen getreten sind oder bei Bombenangriffen schwer verletzt wurden. Die Unfallchirurgen der Stadt hatten sich vor einem Jahr auf weit mehr Patienten eingestellt. Warum es nun weniger sind, wissen weder die Sozialbehörde noch die Krankenhäuser zu sagen.

#### Jeden Tag sitzen die Soldaten im Speisesaal zusammen und reden über den Krieg

Warum Maksym Abramov nach Hamburg kam, lässt sich im Nachhinein nicht rekonstruieren. Die Logistik hinter der Verteilung der verletzten Soldaten ist komplex. Er erinnert sich nur schemenhaft an die Stunden nach dem russischen Angriff. Sanitäter brachten ihn nach Bachmut, doch das Krankenhaus war angesichts der vielen Verwundeten überlastet. Abramov kam dann ins westlicher gelegene Dnipro, wurde acht Wochen später ins Militärkrankenhaus Lwiw verlegt. Auch dort reichte es nur für eine norddürftige Versorgung. Es fehlte an Experten, die seine komplizierten Brüche hätten behandeln können. Erst Anfang August, als er schließlich in Hamburg ankam, operierten Fachleute seinen Ellenbogen.

Einen Monat lang lag Abramov im UKE. Nach seiner Entlassung mietete ihm die Stadt ein Hotelzimmer in Bergedorf an. Dort lebt er mit drei weiteren Soldaten, die ebenfalls zur Behandlung nach Hamburg gebracht wurden: Der 29-jährige Ruslan Redko hat einen Unterschenkel verloren und trägt eine provisorische Prothese. Sie muss ständig neu angepasst werden, weil sich die Muskeln am Bein stumpf zurückbilden. Serhij Buriak, 44, wurde ein künstliches Schultergelenk eingesetzt, er macht Physiotherapie und bekommt Massagen in der Reha. Und Vitalii Raisnoy, 43, geht am Stock. Auch er wurde von einer russischen Granate getroffen. Er weiß nicht, ob er sein rechtes Bein behalten kann. Ärzte im Bundeswehrkrankenhaus wollen Anfang April einen letzten Versuch unternehmen, es zu retten.

Morgens, mittags und abends sitzen die vier zusammen im Hotelrestaurant, einem gediegen eingerichteten Saal mit beige Wänden und rotem Ledermöbel. Manchmal trinken sie da noch bis in die Nacht ein paar Biere und reden über den Krieg. Abramov schaut täglich die Nachrichten, die anderen nur noch ab und zu, wenn ihre Stimmung es zulässt. »Ich weiß doch, was an der Front passiert«, sagt Redko mit einem Schulterzucken. Seine Kameraden würden ihm jeden Tag Bilder per WhatsApp schicken, die weniger strengen Offiziere erlaubten den Soldaten sogar Telefonate ins Ausland.

Redko und Abramov sind Berufssoldaten. Für sie hat der Krieg 2014 im Osten der Ukraine begonnen, lange vor der russischen Invasion waren sie schon im Donezbeckens stationiert. So jung sie aussehen, so abgeklärt wirken sie. Seine Verletzung sei ein »Arbeitsunfall«, sagt Abramov. Der Krieg sei



Spezialisten am UKE haben Abramovs rechten Ellenbogen rekonstruiert

Foto: Jürgens Roppert für DIE ZEIT



Ruslan Redkos Prothese muss ständig neu angepasst werden, weil die Muskeln schwinden



Vitalii Raisnoy wurde von einer Granate getroffen. Ob er sein Bein behalten kann, ist unsicher



wie ein Wettkampf. »Verlieren heißt sterben, so ist das eben.«

Buriak und Raisnoy haben sich vergangenes Jahr im Zuge der großen Mobilmachung freiwillig gemeldet. Buriak, der zuletzt als Tierarzt in Tschernobyl gearbeitet hat, holte noch schnell seine drei Kinder aus der Ukraine zu sich nach Hause. Sie waren gerade bei seinen Eltern, die in einem kleinen Dorf nahe Donezk leben. Dort sind sie noch immer, sie fühlen sich zu alt, um ihre Heimat zu verlassen.

Er habe früher keine Vorstellung vom Krieg gehabt, sagt Buriak. »Mittlerweile habe ich Dinge gesehen, die ich nie sehen wollte.« Er sei jetzt einfach froh, nicht allein zu sein.

Die Soldaten haben nicht nur einander, um das Erlebte zu verarbeiten. Freiwillige vom Hilfsverein »Feine Ukraine« helfen ihnen dabei, in Hamburg zur Ruhe zu kommen. Viele von ihnen sind selbst gebürtige Ukrainer und leben schon länger in der Stadt. Sie begleiten die Männer zu Ärzten und Physiotherapeuten; Abramov muss dreimal pro Woche zur Ergotherapie in einer Praxis am Dammtor. Sie organisieren rollstuhlgerechte Transporte, helfen bei behördlichen Angelegenheiten und übersetzen. »Die wenigen Hamburger Praxen, in denen Ukrainisch oder Russisch gesprochen wird, sind überlaufen«, sagt Lilia Kettler. Sie hat das Projekt zur Betreuung der Invaliden 2014 ins Leben gerufen, als die ersten Kriegsverletzten aus der Ostukraine nach Hamburg kamen.

Die stationäre Versorgung der Invaliden in Hamburg ist straff organisiert: Mitarbeiter der Hamburger Ausländerbehörde kommen in die Klinik, um die Invaliden quasi schon am Krankenbett als Geflüchtete zu registrieren. So wurden die Behandlungskosten von der gesetzlichen Krankenversicherung übernommen. Die Sozialdienste der Krankenhäuser kontaktieren den städtischen Unternehmenseigentümer Fördern & Wohnen, der wiederum barrierefreie Unterkünfte organisiert. Das sind mal Hotelzimmer, mal Zimmer in Flüchtlingsunterkünften oder kleine Wohnungen, falls Familien der Soldaten nachziehen.

»Der Betreuungsaufwand nach der Behandlung im Krankenhaus wurde anfangs unterschätzt«, sagt Kettler. Viele Soldaten würden weder Deutsch noch Englisch sprechen und könnten sich schon wegen ihrer Handicaps nicht einfach so in der Stadt bewegen. Also sprangen Ehrenamtliche ein, um ihnen zu helfen. Feine Ukraine organisiert auch Ausflüge mit den Soldaten, gemeinsame Konzertbesuche in der Elbphilharmonie, Hafentourfahrten. Im Februar besuchten die Invaliden den Kampfmittelräumdienst der Hamburger Feuerwehr. Dort lernen sie, wie man eine Bombe entschärft, anhand einer Attrappe.

#### Ein Leben in Frieden? Das kann er sich kaum noch vorstellen

Inzwischen ist der Verein Feine Ukraine ein festes Glied im System. Die Zusammenarbeit mit den Hamburger Behörden laufe gut, sagt Kettler. Bis Februar 2023 sei alle drei Wochen ein Flugzeug mit neuen Patienten angekommen, die dann auf Hamburg und die anderen norddeutschen Bundesländer verteilt wurden. Die Helfer seien Tage zuvor darüber informiert worden, um die Kriegsverletzten schon am Flughafen empfangen zu können. Kettlers Team ist auf 30 Leute angewachsen, die sich abwechselnd um die Soldaten kümmern. Dank Spenden und Stiftungsgeldern sollen einige Freiwillige nun auf Mini-job-Basis angestellt werden.

Seit zwei Monaten ist kein neuer Patiententransport in Hamburg angekommen, es ist auch keiner angekündigt. Warum, weiß Kettler nicht. Aber das Team hält sich bereit.

In sechs Monaten sei Abramov wieder einsatzfähig, sagen die Ärzte. Dann will er in die Ukraine zurück. Abramov kann es kaum erwarten. Einerseits, weil er dann seine Frau wiedersehen kann, die als Polizistin selbst wehrpflichtig ist und das Land bisher nur für kurze Besuche bei ihm verlassen durfte. Und weil er zurück an die Front will, um weiter zu kämpfen.

Bis dahin verbringt er seine Tage damit, Theologie zu studieren, per Online-Fernstudium. In zwei Jahren könnte er sein Diplom machen. Sein Ziel ist es, später als Militärgesetzlicher zu arbeiten. Er sei ja jetzt schon immer derjenige, der den anderen Kameraden zuhört, sagt er, der mit ihnen betet und ihnen Mut zuspricht.

Wenn neben dem Studium noch Zeit ist, lernt er Deutsch. Und er liest viel. Gerade hat er *Im Westen nichts Neues* durch und eine Biografie über Dietrich Bonhoeffer, den Pastor, der im Widerstand gegen das NS-Regime starb. »Mein großes Vorbild«, sagt Abramov, und Sätze wie dieser klingen aus seinem Mund so pathetisch wie aufrichtig.

Angst, dass ihm an der Front noch Schlimmeres zustoße, habe er nicht. Er träume auch noch nicht vom Krieg, so wie die anderen. Da runzelt Buriak die Stirn und ruft: »Ach, wer das sagt, der lügt.« Redko und Raisnoy nicken, Abramov schüttelt nur den Kopf.

Sie alle waren schon bei der Selbsthilfegruppe für Soldaten, die Feine Ukraine anbietet. Der Austausch tue ihm gut, sagt Redko, vor den anderen könne er weinen oder auch mal derbe Witze machen. »Wir stützen uns gegenseitig.«

Auch er will möglichst bald zurück in die Ukraine. Mit seiner Prothese wird Redko nicht mehr kämpfen können, er will dem Militär vielleicht in der Verwaltung dienen. Wobei, überlegt er, er wolle jetzt ohnehin lieber eine Familie gründen, »ich habe genug Leute sterben sehen«, sagt er. Raisnoy will helfen, die Ukraine nach dem Krieg wieder aufzubauen. Buriak denkt noch nicht so weit in die Zukunft. Er vermisse seine Familie, ja. Aber ein Leben in Frieden? Das könne er sich kaum noch vorstellen.

# PRIVATE BANKING

## Das Vermögen, gut mit Geld umzugehen

Änderungen bei der Erbschaftsteuer, dazu steigende Darlehenszinsen, aber kaum Ertrag für Ersparnisse – angesichts der aktuellen Lage inklusive permanent wachsender Lebenshaltungskosten scheint es nahezu unmöglich, das eigene Vermögen zu halten, geschweige denn, zu vermehren. Geht das überhaupt? Und wenn ja, wie? Die Antwort darauf findet sich im Private Banking.



Vermögen verwalten und halten beziehungsweise dank einer individuell durchdachten Finanzstrategie sogar vermehren, ist das Hauptanliegen im Private Banking.

Individualität statt Standard lautet das Credo im Private Banking. Ist das häufig genormte Massengeschäft, auch Retail-Geschäft genannt, eher auf kurz- bis mittelfristige Finanzlösungen aus und damit auf den Vertrieb von Standard-Finanzprodukten wie das Eröffnen von Konten oder Einrichten eines Dispo-Kredits, verfolgt das Private Banking eine langfristig ausgerichtete Kundenbeziehung. Das Ziel: eine Vermögensoptimierung und -verwaltung, wobei der Erhalt und Ausbau des vorhandenen Kapitals im Fokus stehen. Auch geht es um die Aufstellung eines individuellen Vorsorgeplans, der selbst im Alter den gewünschten Lebensstandard ermöglicht. Die einzelnen Produkte dafür wie beispielsweise Fonds, Anleihen, Versicherungen, Wertpapiere et cetera werden gern im Dialog mit der Kundin, dem Kunden ausgewählt und dies erst nach Ermittlung eines persönlichen Risikoprofils und der geäußerten Anlageziele. Das Private Banking und weitergeführt das Wealth Management, welches zwar auch Privatpersonen, aber überdies ebenso institutionelle Anleger wie Stiftungen und Versicherungen im Fokus hat, setzt auf indi-

viduelle Lösungen, Transparenz und eine nachhaltige ganzheitliche Finanzstrategie.

Zu dieser zählen neben dem Private Banking auf Wunsch auch das Immobilienmanagement und die Absicherung möglicher Lebensrisiken. Dabei haben die persönlichen Beraterinnen und Berater oftmals Zugriff auf beispielsweise Fonds, die weit über das offene Angebot an Publikumsfonds hinausreichen, und können aufgrund des Vermögens-

### Absicherung der nächsten Generation

volumens der Kundin, des Kunden und der damit nicht selten höher anlegbaren Summe renditestärkere »Gesamtpakete« schnüren. Interessant zu wissen: Inhalt dieser Pakete sind seit geraumer Zeit zunehmend nachhaltige Produkte. Orientiert an den international geltenden ESG-Kriterien – die Abkürzung steht für Environment (Umwelt), Social (Soziales) sowie Governance (Unternehmensführung) – werden damit u.a. ETFs und Fonds von Unternehmen aus den Bereichen Waffenindustrie, Erwachsenenunterhaltung, Tabak, Spirituosen ausgeschlossen.

Ebenfalls zum Portfolio des Private Bankings gehört ein durchdachtes Generationenmanagement. Die Absicherung der Kinder und Enkelkinder im Planungsvisier, kann es dabei etwa um die Ausarbeitung einer möglichen Firmenübergabe respektive Nachfolgefesetzung gehen, und auch über Stiftungsmodelle wird beraten. Auch bezüglich wichtiger Dokumente wie beispielsweise einer Patientenverfügung und einem Testament stehen die Beraterinnen und Berater wissend zur Seite; einige Geldinstitute bieten die Testamentsvollstreckung sogar über eigene Volljuristen an. Bei der zeitnahen Regelung des (finanziellen) Nachlasses geht es darum, bewusst für die nächste(n) Generation(en) vorzusorgen und auf diesem Wege durchaus auch Steuern zu sparen, etwa bei Schenkungen zu Lebzeiten. Die Finanzexpertinnen und -experten wissen, welche gesetzlichen Auflagen und Änderungen hier zu beachten sind (siehe auch Kasten unten). Schließlich haben viele Kundinnen und Kunden nicht selten über viele Jahre für ihr Vermögen gearbeitet und möchten das erreichte Lebenswerk nicht nur für sich, sondern auch für die Nachkommen gesichert wissen. ●

## Ein Grund für erfolgreiche Unternehmen

Es geht um Wettbewerbsfähigkeit, Zukunftssicherheit, Stabilität und Innovationsstärke, aber auch um das Wohl der Mitarbeitenden: Wer ein Unternehmen neu gründen, übernehmen sowie erfolgreich führen möchte, braucht dafür an seiner Seite einen zuverlässigen Finanzpartner.



Ein guter Plan – von der Gründung über die Modernisierung bis hin zur möglichen Nachfolgeregelung

Ausnahmen mag es manchmal für die Liebe geben, in puncto Finanzen aber müssen Privates und Berufliches deutlich getrennt werden. Denn viel zu wichtig sind hier steuerliche sowie rechtliche Aspekte, die man in seinem eigenen Interesse kennen und einhalten sollte. Insbesondere gilt dies für all jene, die bereits ein eigenes Unternehmen führen oder ein solches Vorhaben planen. Sie sollten ihre beruflichen Ziele verfolgen und realisieren, ohne dabei jedoch die private finanzielle Sicherheit aus den Angeln zu heben. Damit genau dies ge-

lingt, gibt es auf Firmengeschäfte spezialisierte Beraterinnen und Berater. Denn im Vergleich zu etwa Privatkunden oder Investoren sind es ganz andere Themen, die Unternehmenslenkende beschäftigen und eine auf diese Bedürfnisse zugeschnittene Finanzberatung so sinnvoll machen.

Die Investition in digitale Technologien oder erneuerbare Energien, um damit wettbewerbsfähig zu bleiben und dies sogar klimaneutraler, ein zinsgünstiges Immobiliendarlehen für den Firmensitz, ein Kredit für etwa den Büroumbau oder das notwendige Startkapital zur Firmengründung, sind mögliche Themen, die Unternehmenslenkende umtreiben können. Aktuell beschäftigt viele tatsächlich die interne Umstellung auf die Chancen der Industrie 4.0, welche zumeist einhergehen mit einer internen Modernisierung, um das volle Potenzial durch Digitalisierung

und Vernetzung von Anlagen, Prozessen und Maschinen ausschöpfen zu können. Verbunden damit sind nicht selten höhere Investitionssummen. Wie diese möglichst zinsgünstig realisiert werden können, und welche staatlichen Förderprogramme dabei unter Umständen helfen, wissen die Experten des Private Bankings für Unternehmen.

### Renditestarke Anlagestrategien für liquide Mittel

Mit ihrem Know how und im Austausch mit der Kundin, dem Kunden analysieren sie die Stärken und Risiken des Betriebs, stellen einen finanziellen Fahrplan für eine stabile und wettbewerbsfähige Zukunft auf, haben dabei auch die Absicherung möglicher Mitarbeitenden genauso im Blick wie einen Vorsorgeplan für die Arbeitgeberin, den Arbeitgeber. Das Ergebnis

ist ein individuelles Leistungspaket, das sich flexibel an die Entwicklungen des jeweiligen Business anpasst.

Und der inkludierte Service geht noch weiter: Zur langfristigen Stabilität des Unternehmens ebenso wie zur Vermehrung möglichen Firmenskapitals kümmern sich die Finanzexpertinnen und Finanzexperten bei Bedarf um eine renditestarke Anlagestrategie der liquiden Mittel und bieten Global Playern bei deren internationalen Geschäftstätigkeiten eine Absicherung vor Währungsrisiken an. Auch können sie die notwendigen Finanzgeschäfte bei einer geplanten Firmenübergabe an die nächste Generation regeln oder einen möglichen Verkauf des Unternehmens fachkundig begleiten – inklusive Bewertung. Dabei erhalten sie im Idealfall kompetente Unterstützung von einem soliden Netzwerk aus beispielsweise Juristinnen und Juristen, Notaren et cetera. ●

Haspa Private Banking – so individuell wie Ihr Fingerabdruck und jetzt 3-fach ausgezeichnet.



Elite Report 2004–2023  
Bester Vermögensverwalter  
Ausgezeichnet durch das Handelsblatt bzw. DIE WELT



Lassen Sie uns gemeinsam Ihre persönliche **Private Banking ID** entwickeln, abgestimmt auf Ihre Bedürfnisse als Unternehmerinnen und Unternehmer, Vermögende oder Top-Verdienende.

Jetzt Termin für eine 360°-Beratung vereinbaren.  
[haspa.de/ID](https://haspa.de/ID)



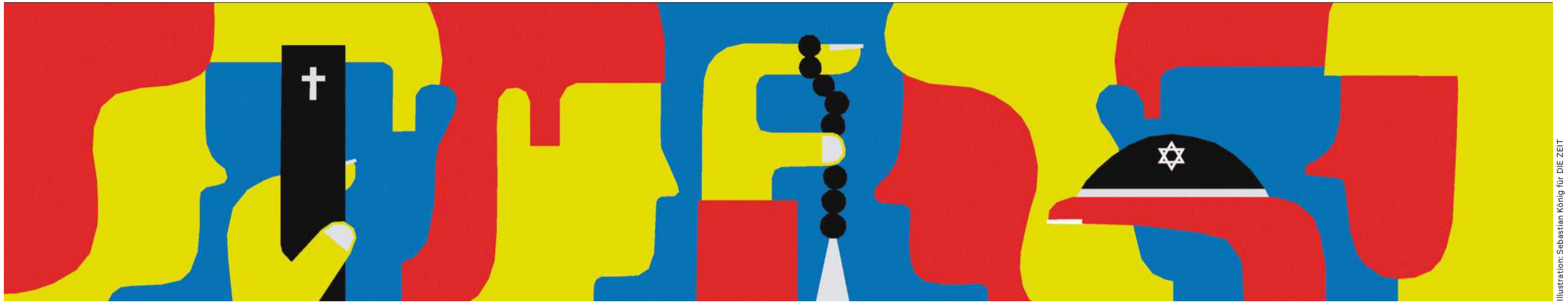
## Erben ist teurer geworden

Schon gewusst? Jährlich werden in Deutschland etwa 400 Milliarden Euro vererbt, fast die Hälfte davon in Form von Immobilien. Durch eine Neuregelung bei der Wertermittlung von Immobilien ist dieses Vererben zum 1. Januar 2023 nun teurer geworden.

Die Erbschafts- und Schenkungssteuern haben sich erhöht. Das Private Banking informiert auch dazu, beispielsweise zu Freibeträgen und der Rolle der Steuerklassen.



## Schulen



## Ach, du lieber Gott!

Hamburg erfindet den Religionsunterricht neu. Christen, Muslime und Juden sollen gemeinsam lernen und miteinander ins Gespräch kommen. Gute Idee – aber nicht ganz einfach VON TOM KROLL UND OSKAR PIEGSA

**D**igitalisierung, Lehrermangel, Geflüchtete: Es gibt viele Themen, die in der Schulpolitik gerade wichtig sind und im Fokus der Öffentlichkeit stehen. Weniger bekannt ist, dass Hamburg auch seit Jahren intensiv an der Neuerfindung des Religionsunterrichts arbeitet. Dabei handelt es sich um ein Projekt, das bundesweit und sogar im Ausland von Fachleuten genau beobachtet wird. Erst diese Woche kam eine Delegation aus Wien zu Besuch. Sie wollte in Hamburg lernen: Wie kann das Zusammenleben in einer multireligiösen Stadtgesellschaft besser gelingen?

Um die Besonderheit des Hamburger Religionsunterrichts zu verstehen, muss man zurückgehen bis an die Anfänge der Bundesrepublik: Es ist der 23. Mai 1949, das Grundgesetz wird verkündet. Darin wird nur ein einziges Schulfach vorgeschrieben und geregelt – Religion. Es handele sich um ein »ordentliches Lehrfach«, heißt es in Artikel 7, Absatz 3. Dieses werde »in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt«. Im Mai 1949 gibt es im Grunde nur noch zwei Religionsgemeinschaften in Deutschland, die beiden großen christlichen Kirchen. Zahlenmäßig fällt mancherorts nur eine der beiden ins Gewicht, etwa in Hamburg die evangelische. Katholischer Unterricht findet nur an kirchlichen Privatschulen statt, darauf einigen sich der Senat und das Erzbistum.

Seit 2012 sind in Hamburg aber auch die Religionsgemeinschaften der Muslime und Aleviten per Staatsvertrag anerkannt. Spätestens damit haben sie Anspruch auf Religionsunterricht an staatlichen Schulen, den sie – Paragraph 7, Absatz 3 – auch mitbestimmen dürfen. In einigen anderen Bundesländern

regelt man das so: Wenn »Religion« auf dem Stundenplan steht, gehen die evangelischen Kinder zum evangelischen Lehrer, die katholischen Kinder zum katholischen Lehrer, und alle anderen gehen auf dem Schulhof bolzen. Sie haben eine Freistunde, dafür kommt später der Imam, Dede oder Rabbi an die Schule.

In Hamburg wird seit den 1990er-Jahren ein anderes Modell ausprobiert: Alle Schülerinnen und Schüler einer Klasse bekommen zusammen Unterricht, und zwar bei einem Lehrer, der gläubiges Mitglied einer Religionsgemeinschaft ist, aber auch die Überzeugungen der anderen kennt und ein Gespräch darüber anleiten kann. Die Idee dieses »Religionsunterrichts für alle« (kurz Rufa): Kinder und Jugendliche lernen im Dialog miteinander die eigene Religion besser kennen – und bekommen zugleich Übung darin, mit Menschen umzugehen, die anderen Religionen und Weltanschauungen angehören.

## Wie geht das?

Diese Idee mag simpel klingen, ihre Umsetzung ist aber voraussetzungsreich und heikel. Das beginnt damit, dass die Führungspersonen der Religionsgemeinschaften Vertrauen zueinander und zum Staat haben müssen. Für den Rufa verzichten sie alle auf eigenen Religionsunterricht – und müssen das vor ihren Mitgliedern rechtfertigen. Özlem Nas vom muslimischen Verband Schura sagt: »Manche kritisieren uns und fragen, warum wir keinen islamischen Religionsunterricht durchführen.« Sie aber sei überzeugt davon, dass der Rufa der richtige Weg sei: Ein moderierter Raum, in dem Jugendliche sich über ihren Glauben austauschen können, sei »dringend nötig«, sagt Nas. Ähnlich formulieren es Vertreter der anderen Religionen.

Bisher war für die Ausgestaltung des Rufa die evangelische Nordkirche zuständig, zusammen mit der Schulbehörde. In der sogenannten Gemischten Kommission (gemischt, weil dort Vertreter von Staat und Kirche zusammensitzen) verständigten sie sich über die Unterrichtsinhalte. Angehörige anderer Religionen wurden zu Beraterrunden eingeladen. Der Religionspädagoge Wolfram Weiße, ein Vordenker des Rufa, sagt: »So konnten wir unsere Zusammenarbeit über Jahre entwickeln.« In Hamburg habe das Vertrauen zwischen Christen und Muslimen deshalb die Anschläge des 11. September 2001 und die Senatsbeteiligung der rechtspopulistischen Schill-Partei überstanden. Trotzdem: Ideal war dieses Modell nicht, denn über den Religionsunterricht durften bisher nur der Staat und die evangelischen Christen bestimmen.

Neu ist nun, dass der Rufa in »trägerplurale Verantwortung« überführt worden ist, wie es im Behördendeutsch heißt. Inzwischen gebe es fünf Gemischte Kommissionen, erklärt Jochen Bauer, Fachreferent für Religion in der Schulbehörde, je eine für Protestanten, Katholiken, Muslime, Aleviten und Juden. Was dort erarbeitet wird, fließt anschließend wie durch einen großen Trichter in den Bildungsplan für Religion ein, der den Schulen Vorgaben für ihren Unterricht macht. Bisher wird noch nach dem alten (nur von der evangelischen Kirche mitgeschriebenen) Plan unterrichtet. Im kommenden Schuljahr, also ab Ende August, wird der neue »trägerplurale« verbindlich.

Dieses Verfahren ist komplex, aber nötig, um den Vorgaben des Grundgesetzes gerecht zu werden. Das haben juristische Fachgutachten ergeben. Denn nur so ist sicher, dass wirklich allein Staat und Aleviten über alevitische Inhalte entscheiden, nur Staat und Juden über jüdische Inhalte und so weiter.

## Wer soll das unterrichten?

»Das Ziel ist, dass es mehr muslimische, alevitische, jüdische und katholische Religionslehrerinnen und Religionslehrer gibt«, sagt Jochen Bauer von der Schulbehörde. »Langfristig sollen es so viele werden, dass sie die Religionszugehörigkeit der Schülerschaft widerspiegeln.« Davon ist Hamburg noch weit entfernt: Von den bisher rund 2000 Religionslehrkräften sind mehr als 1800 evangelisch. Die meisten davon haben Religion auf Lehramt studiert, einige Hundert unterrichten fachfremd an Grundschulen. Es gibt auch Einzelne, die studiert und das Staatsexamen abgelegt haben, seitdem aber aus der Kirche ausgestiegen sind. Früher war das möglich, doch dann hat die Nordkirche im Jahr 2018 ihre Regeln verschärft. Zum neuen Schuljahr sollen nun alle Fachfremden ihre Kirchenmitgliedschaft belegen und fachlich nachqualifiziert werden.

Ein Problem für den Rufa ist die geringe Anzahl von Katholiken, Muslimen, Aleviten und Juden im Staatsdienst. Aktuell sind unter den Lehrkräften für Religion hundert katholisch, zwanzig muslimisch, zehn alevitisch und zwei jüdisch. Diese Zahlen sind gering, vor allem, wenn man sie zur Schülerschaft in Beziehung setzt: Zwanzig Prozent der Schülerinnen und Schüler dürften muslimisch sein, aber nur ein Prozent der Religionslehrkräfte.

Alle am Rufa beteiligten Akteure sind sich einig, dass schnell neue Pädagoginnen und Pädagogen ausgebildet und eingestellt werden sollen, möglichst nicht wieder vor allem Lutheraner. Christopher Haep, der im Erzbistum die Abteilung Schule und Hochschule leitet, sagt: »Für die Umsetzung des Religionsunterrichts für alle sind Lehrkräfte aus allen Religionsgemeinschaften die notwendige Bedingung.« Jochen Bauer von der Schulbehörde ist optimistisch: Von den 60 angehenden Religionslehrern, die derzeit ihr Referendariat machen, sei ein Drittel nicht evangelisch – so viele wie noch nie. Dennoch: Bis sich die Zusammensetzung der Lehrerschaft deutlich verändert, wird es nicht Jahre dauern, sondern eher Jahrzehnte.

## Wieso dauert das so lange?

Es braucht Zeit, bis ein Lehrer ausgebildet ist: mindestens drei Jahre fürs Bachelor-, dann zwei fürs Masterstudium, anschließend anderthalb für das Referendariat. Und: Für den Religionsunterricht an weiterführenden Schulen wurden in Hamburg bisher nur evangelische Religionslehrer ausgebildet, Katholiken und andere konnten das Lehramt Religion an der Universität Hamburg bislang lediglich für die Primarstufe studieren. Bei einigen Menschen ist der Eindruck entstanden, die Uni würde die Ausbildung neuer Religionslehrer verschleppen. »Wir kämpfen ziemlich mühsam«, klagte etwa Staatsrat Jan Pörksen im März 2021. »Insbesondere mit der Universität, damit die Dinge, die verabredet sind, jetzt auch mal umgesetzt werden.« Die Bischöfin Kirsten Fehrs sagte damals, dass »die Universität nicht liefert«.

Inzwischen äußern sich beide wohlwollender – wohl auch, weil die Beteiligten inzwischen verstehen, welch ein Riesenspektakel sie sich vorgenommen haben. Vertrauen zwischen den Religionen zu schaffen war die erste Aufgabe. Schulpolitische Gremien einzurichten war die zweite. Lehrpläne zu entwickeln war die dritte. Jetzt kommt die vierte Aufgabe: An der Uni müssen ganz neue Lehramtsstudiengänge geschaffen werden.

Susanne Rupp, Uni-Vizepräsidentin für Studium und Lehre, sagt: »Wir haben die Herausforderung, dass die Absolventen auch in Bayern, Hessen oder Nordrhein-Westfalen unterrichten können müssen.« Wer in Hamburg islamische Religion auf Lehramt studiert, ist anschließend als Lehrer für islamische Religion bundesweit einsetzbar. Das Wissen über andere Religionen, das für den Rufa gebraucht wird, kommt verpflichtend dazu.

Etlche Kosten gehen mit dem Aufbau der neuen Institute für islamische und alevitische Theologie einher, an denen die angehenden Lehrkräfte studieren werden. Es braucht Geschäftszimmer, Bibliotheken, Studierendenbetreuer. Der Hauptposten dürfte den neuen Professuren sein: Die Stadt veranschlagt dafür je 193.972 Euro pro Jahr (das ist die W3-Besoldung und umfasst neben dem Gehalt auch Rückstellungen für die Pension).

Für einen Lehramtsstudiengang in katholischer Theologie fordert die Deutsche Bischofskonferenz mindestens vier Professuren. Das Erzbistum Ham-

burg war bereit, davon abzuweichen und drei Professuren zu akzeptieren. Damit stand fest, dass Muslime, Aleviten und Juden auch je drei Professuren bekommen sollten, schon aus Gründen der Gleichbehandlung. »Das wird teuer«, sagt Rupp. »Das sind große Excel-Tabellen, die werden von den Experten aus der Behörde und der Universität geprüft, da wird lange gerechnet und verhandelt.« Geldgeber und Verhandlungspartner ist die Wissenschaftsbehörde, die sich den Rufa nicht ausgedacht hat und ihrerseits mit der Schulbehörde verhandelt.

## Wie ist der Stand an der Uni?

Im Juni 2021 war klar: Es gibt Geld von der Behörde – aber nur für jeweils zwei Professuren. »Wir halten das für vertretbar«, sagt Susanne Rupp. Mit dem Erzbistum wird nun nachverhandelt, beide Seiten wollen sich zu Details nicht äußern, es ist aber zu erwarten, dass sich Erzbistum und Universität auf einen Kompromiss einigen werden.

Jetzt müssen die Stellen besetzt werden, das ist ein komplexes Verfahren. Erstens, weil Professoren quasi auf Lebenszeit berufen werden. Die Uni prüft also genau, wen sie sich ins Haus holt. Zweitens, weil die Religionsgemeinschaften beteiligt werden. Sie haben zwar kein Vetorecht, aber die Uni hat kein Interesse daran, eine Person zu berufen, die von ihrer Glaubensgemeinschaft abgelehnt wird. Man ist auf gute Zusammenarbeit angewiesen.

Die erste Ausschreibung für alevitische Theologie musste wegen Verfahrensfehlern abgebrochen werden, die für islamische Theologie lief ins Leere: Zwar gab es am Ende Kandidaten, auf die sich Uni und Religionsgemeinschaft einigen konnten, doch folgten diese lieber dem Ruf an andere Hochschulen. So verging die Zeit. Anfang März wurde an der Uni der neue Fachbereich Religionen gegründet. Aus dem Präsidium der Universität Hamburg heißt es: Wenn es nicht zu einer erneuten Häufung von Pannen und Absagen kommt, sollen die offenen Professuren bis Jahresende besetzt sein.

Happy End? Nicht ganz: Denn bisher ist das Interesse der Studierenden gering. Zum Wintersemester 2022/23 haben je vier Studierende in katholischer und islamischer Religion angefangen. Es werde noch Jahre dauern, bis sich das Angebot herumspreche und die Nachfrage steige, vermutet man in der Wissenschaftsbehörde. Immerhin: Bis dahin sind die Studienbedingungen wohl luxuriös, mit kleinen Seminaren und intensiver Betreuung.

## Was ist mit den vielen, die nicht glauben?

Rund 60 Prozent der Hamburgerinnen und Hamburger fühlen sich keiner Religionsgemeinschaft zugehörig, ergab eine Umfrage im vergangenen Jahr. Die Kinder und Jugendlichen, die dazu zählen, werden zur Teilnahme am Rufa nicht gezwungen: An Gymnasien und Stadtteilschulen können sie Religion abwählen und stattdessen das Fach Philosophie belegen. An Grundschulen ist es möglich, dass Eltern ihre Kinder vom Religionsunterricht abmelden; davon machen laut der Schulbehörde aber nur wenige Gebrauch.

Wenn es eine Stärke des Religionsunterrichts für alle ist, Schülerinnen und Schüler auf das Leben in einer multireligiösen Gesellschaft vorzubereiten – müsste er dann nicht auch die große Gruppe der religiös Ungebundenen einbeziehen? Ja, fordert der Senat. Auch Kinder und Jugendliche, die »dezidiert keiner Religion angehören«, sollen »identitätsstiftende Bildungsangebote bekommen«, heißt es im rot-grünen Koalitionsvertrag. Kritiker wie der Religionswissenschaftler Carsten Ramsel berufen sich darauf und bezeichnen den Rufa deshalb als »Mogelpackung«. Dieser sehe lediglich Identitätsangebote für religiöse Schüler vor.

Allerdings sind auch nur die Religiösen als Glaubensgemeinschaften verhandelbar gegenüber dem Staat. Zu den 60 Prozent, die sich keiner organisierten Religion zugehörig fühlen, zählen überzeugte Atheisten wohl ebenso wie religiös Desinteressierte, agnostische Sinnsucher und Esoteriker. Ob sie eine Identität teilen, scheint fraglich.

Klar ist: Es gibt mehr Religionen und Weltanschauungen, als bisher im Rufa abgebildet werden. In Hamburg leben Buddhisten, Hindus, Sikhs und andere. Ein Religionsunterricht, der wahrhaft »für alle« ist, müsste auch sie berücksichtigen.

Und was sagen die Schülerinnen und Schüler? Einige Aussagen finden Sie unter [zeit.de/rufa](http://zeit.de/rufa)

ANZEIGE

**DIE WÄSCHEREI**  
Das Möbelhaus

# DIE WÄSCHEREI

Mexikoring 27-29, 22297 HH / [www.die-waescherei.de](http://www.die-waescherei.de)

**HAPPY SUNDAY!**  
VERKAUFSOFFENER SONNTAG  
**2. APRIL 2023**  
+++ 13 - 18 Uhr +++

Sofa **OMIT** + Elektrische Sitz und Rückenverstellung

Esstisch **HOLO** von Kristalia



## Kultur

# »Ich würde gerne etwas Zartes spielen«

Für seine Rollen in »Luden« und »Im Westen nichts Neues« wird der Schauspieler Aaron Hilmer gerade gefeiert. Er aber schnibbelt Gemüse in einem Altonaer Restaurant, als Küchenhilfe. Und freut sich, dass er nicht erkannt wird

**DIE ZEIT:** Herr Hilmer, der Film *Im Westen nichts Neues*, in dem Sie mitspielen, hat gerade vier Oscars gewonnen, und die Serie *Luden – Könige der Reeperbahn* mit Ihnen in der Hauptrolle feiert große Erfolge. Wie geht es Ihnen so?

**Aaron Hilmer:** Mir geht es super.

**ZEIT:** Was machen Sie im Moment?

**Hilmer:** Ich arbeite gerade als Küchenhilfe in der Klappe in Altona. Da servieren wir Mittagsgeschichte.

**ZEIT:** Küchenhilfe ist jetzt nicht gerade eine typische Beschäftigung für einen erfolgreichen Schauspieler. Warum machen Sie das?

**Hilmer:** Mein Bruder arbeitet da als Koch, und wenn jemand aus dem Team im Urlaub ist, helfe ich aus, wenn ich Zeit habe. Außerdem lerne ich in der Küche ja auch was.

**ZEIT:** Schnibbeln?

**Hilmer:** Ja, schnibbeln und alles, was so dazugehört. Ich bin noch nicht der Allerschnellste, aber was nicht ist, kann ja noch werden.

**ZEIT:** Wie reagiert die Hamburger Kundschaft auf Sie?

**Hilmer:** Ab und an werde ich angesprochen. Aber ich habe das Glück, dass ich sowohl bei *Luden* als auch bei *Im Westen nichts Neues* auf den ersten Blick nicht wiederzuerkennen bin. Ich würde es ehrlicherweise gar nicht so schlecht finden, wenn das in Zukunft so bliebe.

**ZEIT:** Edward Berger, der Regisseur von *Im Westen nichts Neues*, reiste im März mit Felix Kammerer, Albrecht Schuch und Daniel Brühl zu den Oscars nach Los Angeles. Sie waren ja nicht dabei, haben Sie die Verleihung wenigstens angeschaut?

**Hilmer:** Klar, im Büro der Produktionsfirma in Berlin haben wir eine Watch-Party gemacht. Edin Hasanović, Moritz Klaus, Adrian Grünewald und Jacob Schmidt aus dem Cast waren auch dabei, und als dann der erste Oscar für unser Team ausgerufen wurde, haben wir losgeschrien.

**ZEIT:** Sie verstehen sich immer noch gut?

**Hilmer:** Ja, wir hatten und haben eine enge Bindung miteinander. Wir sind

gemeinsam durch diese Dreharbeiten gegangen, bei *Im Westen nichts Neues* war alles so physisch. Die nachgebauten Schützengräben, in denen wir lagen, ständig war alles nass, immer Kälte, enormer Lärm. Wir hatten zuvor zwei Wochen intensives körperliches Training und haben viele Tage miteinander verbracht. Schön fand ich damals auch immer die einstündige An- und Abfahrt zum Drehort. Wir haben uns viel über das, was vor uns lag oder was am Tag passiert ist, ausgetauscht.

**ZEIT:** Wie suchen Sie Ihre Rollen aus?

**Hilmer:** Ich bin ja nicht in der Position, dass ich Rollen direkt angeboten bekomme, ich gehe zu Castings und hoffe, dass ich die Rolle kriege.

**ZEIT:** Aber zum Casting von *Luden – Könige der Reeperbahn* wurden Sie doch extra eingeladen.

**Hilmer:** Die Casterin hatte mich im Film *Sloborn* gesehen und fand, dass ich für die Hauptrolle vorsprechen könne, was mich schon überrascht hat.

**ZEIT:** Sie sollten Klaus Barkowsky spielen, einen ehemaligen Zuhälter auf der Reeperbahn.

**Hilmer:** Mir als Hamburger gefiel natürlich die Idee, in einer Serie über den Kiez mitzuspielen. Aber als ich erfahren habe, dass ich die Rolle bekomme, war es trotzdem keine einfache Entscheidung.

**ZEIT:** Wieso das?

**Hilmer:** Die Dreharbeiten fielen auf den Beginn meiner Ausbildung an der Schauspielschule Leipzig. Ich saß quasi schon auf gepackten Koffern.

Aber ich habe mich dann doch für Klaus Barkowsky entschieden. Ich habe mit wirklich vielen darüber gesprochen und habe am Ende auf mein Bauchgefühl gehört.

**ZEIT:** Hat Barkowsky eigentlich die fertige Serie gesehen?

**Hilmer:** Hat er. Er ließ mir sogar ausrichten, dass ihm die Serie gefällt. *Luden* ist aber ja keine Verfilmung von Klaus Barkowskys Leben. Es ist eine Geschichte über den Kiez.

**ZEIT:** Ihre Mutter zog mit Ihnen nach Hamburg, als Sie zwei Jahre alt waren. Wann waren Sie das erste Mal auf dem Kiez?

**Hilmer:** Ich bin schon als Kind mit dem Fahrrad über die Reeperbahn gefahren oder zusammen mit meiner Mutter im Auto. Einfach weil es die schnellste Verbindung zwischen Altona, wo wir wohnten, und der Innenstadt ist. Da hab ich schon mal einen Blick auf ein Poster erhascht oder auf Leuchtreklamen. Als Kind habe ich schnell verstanden, dass da Bordelle und Strip-Bars sind und anscheinend auch all die Bars und Clubs, wo man nachts hingehht. Als Jugendlicher wusste ich dann schon, dass man dort gut ausgehen kann.

**ZEIT:** Und das haben Sie auch gemacht?

**Hilmer:** Na klar, meine Freunde und ich sind schon relativ früh gerne auf St. Pauli unterwegs gewesen. Unser Kiez waren die Bars auf dem Hamburger Berg, den Rest haben wir den Touristen überlassen. Aber am Ende ist St. Pauli ein ganzer Stadtteil und nicht nur das Rotlicht-Milieu. Es geht um das Lebensgefühl auf St. Pauli.

**ZEIT:** Und das wäre?

**Hilmer:** Egal, ob du zum Bäcker, in einen Kiosk oder in eine Bar gehst: Auf St. Pauli haben die Menschen ein offenes Ohr für dich. Es herrscht eine Bereitschaft zum Austausch, die es im Rest von Hamburg nicht gibt. Auf St. Pauli verschwimmt die Zeit – wer Nachtschicht hatte, kann mittags in eine Bar gehen und seinen Feierabend betrinken. Ich liebe die Stunden, in denen die Reste der Nacht auf die Menschen treffen, die morgens zur Arbeit gehen.

**ZEIT:** Was ist Ihr liebster Ort in Hamburg?

**Hilmer:** Ich gehe sehr gerne spazieren von Ottensen durch den Fischers Park runter nach Övelgönne, dann am Elbstrand entlang zum Alten Schweden, dem großen Granitstein am Strand. Wenn ich mal grüble, sorgt dieser Spaziergang dafür, dass ich schnell wieder gut drauf bin. Der Fischers Park ist für mich bedeutsam, er war der Treffpunkt von Schülerinnen und

Schülern aus insgesamt vier Schulen, eine davon war meine. In dem Park habe ich meine ganze Jugend verbracht.

**ZEIT:** Sie haben schon als Kind geschauspielert, bei *Die Pfefferkörner* zum Beispiel, und Sie waren auch in *Notruf Hafenkante* dabei. Ging das immer gut, Schule und Film?

**Hilmer:** 2017 wurde es schon schwierig. Damals war ich in der 11. Klasse und drehte vier Monate lang *Das schönste Mädchen der Welt* in Berlin. Ich hatte während dieser Zeit so viel Freiheit, die Rückkehr in die Schule war für mich eine Qual. Auf einmal fühlte es sich an wie ein Kampf, die Schule mit Abi zu Ende zu bringen.

**ZEIT:** Und, haben Sie?

**Hilmer:** Ja, aber mir ging es damit nicht wirklich gut. Im Nachhinein würde ich dem jüngeren Aaron auch gerne sagen: Wenn du dich für etwas krumm machen musst, dann mach es nicht.

**ZEIT:** Ihr Vater ist der Kunstmaler Paul Pollock, er verstarb im Januar 2022 mit 72 Jahren. Hatten Sie früher schon Berührung mit der Kunst Ihres Vaters gehabt?



Aaron Hilmer, 23, kümmert sich um den Nachlass seines verstorbenen Vaters, des Malers Paul Pollock



Vier Oscars gab es für »Im Westen nichts Neues«. Hilmer spielt darin den Soldaten Albert Kropp

**Hilmer:** Er hat immer gemalt, seine Bilder waren allgegenwärtig. Mein Vater gab auf einer Farm in Portugal jedes Jahr Seminare. Mein Traum ist es, irgendwann einmal dort zu leben. Ich habe da so etwas wie Familie gefunden. Als ich als Jugendlicher mal eine Auszeit brauchte, habe ich die Sommerferien mit meinem Vater da verbracht. An diesem Ort kriege ich nach wie vor den Kopf frei.

**ZEIT:** Sie und Ihre vier Geschwister wollen nun sein künstlerisches Werk sichtbar machen. Was heißt das?

**Hilmer:** Nach dem Tod meines Vaters fingen meine Geschwister und ich an, seine Bilder zu katalogisieren und seine Website auszubauen. Seitdem haben wir fünf Ausstellungen initiiert, eine ist gerade hier in Hamburg im Rudolf Steiner Haus zu sehen. Darauf sind wir sehr stolz.

**ZEIT:** Lernen Sie Ihren Vater so noch einmal anders kennen?

**Hilmer:** Was neu für mich ist, ist die Auseinandersetzung mit dem, was er gemacht hat, mit seiner Philosophie, auf einmal zu merken: Die Malerei war wirklich der Mittelpunkt seines Lebens. Ich

finde, wenn ein Elternteil stirbt, beschleunigt das das Erwachsenwerden.

**ZEIT:** Weil wir unsere Eltern irgendwie für unsterblich halten?

**Hilmer:** In meiner Familie ist der Tod zum Glück kein Tabuthema, meine Mutter ist Bestatterin. Der Tod ist doch schließlich das, was alle Menschen miteinander verbindet. Ich glaube aber, dass es oft so läuft: Es gibt einen Todesfall in der Familie, und dann wird man überrollt von dem, was kommt. Wenn nichts vorbereitet ist, findet die Trauer gar keinen Platz. Dem Tod sollte im Leben mehr Aufmerksamkeit zukommen, und er sollte besser vorbereitet werden.

**ZEIT:** Aber wie bereitet man sich darauf gut vor – mit der Frage: »Papa, hast du ein Testament?«

**Hilmer:** Ja, oder: »Papa, sag mal, wie willst du eigentlich bestattet werden?« Das sind Fragen, die man als Kind auf den Tisch packen darf. Sich dieser Auseinandersetzung zu verweigern ist für niemanden gut. Mich macht das richtig wütend, wenn Leute die Augen davor verschließen, dass sie irgendwann sterben werden.

**ZEIT:** Hatten Sie diese Gespräche mit Ihrem Vater?

**Hilmer:** Ja, und darüber bin ich richtig froh. Es tut gut zu wissen: Das hat sich Papa gewünscht. Ich kann mich daran festhalten, das macht die Trauer ein bisschen leichter. Mein Vater lebte ja in Freiburg, und ich freue mich schon sehr auf meinen nächsten Besuch dort. Ich habe das Gefühl, dass ich noch viel mit meinem Vater zu klären habe und dass das jetzt eigentlich erst anfängt.

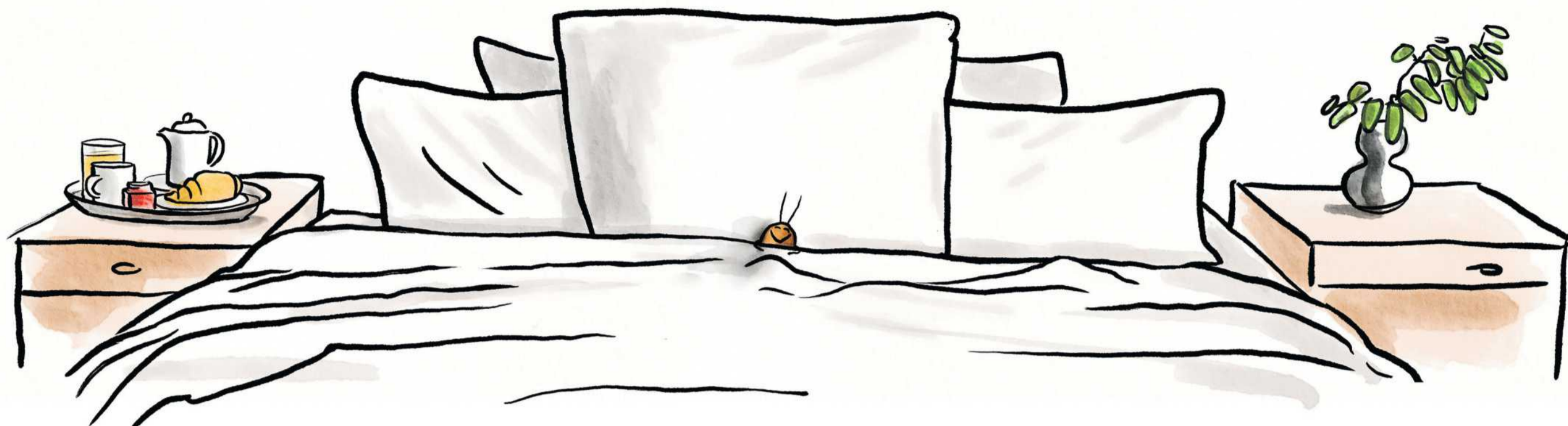
**ZEIT:** Sie haben in *Luden* und auch in *Im Westen nichts Neues* junge Menschen gespielt, die sehr schnell erwachsen werden mussten. Welche Rolle spielen Sie als Nächstes, wissen Sie das schon?

**Hilmer:** Im April bin ich für Schauspieltraining am Giles Foreman Centre for Acting in London. Danach drehe ich die dritte Staffel von *Sloborn* in Hamburg, Berlin und Polen. Was danach kommt, weiß ich noch nicht. Aber ich würde gerne etwas Zartes spielen. Was Leises.

Die Fragen stellte  
Nina Faecke

»Mich macht das richtig wütend, wenn Leute die Augen davor verschließen, dass sie irgendwann sterben werden«

# Stadtleben



## Auf der Lauer

Mit dem Frühling kommt die Reisezeit – und mit ihr die Bettwanze. In Hotels wohnt sie besonders gern. Unterwegs mit den Jägern VON TOM KROLL

Ein Mann hatte bemerkt, dass er nachts in Zimmer 404 wohl nicht der einzige Gast war. Er folgte es daraus, dass er mit Jucken und einer Art Ausschlag am Rücken aufgewacht war. Tags darauf meldete er das an der Rezeption seines Hamburger Hotels. In welchem Hotel der Mann schlief, das macht der Manager des Hauses deutlich, dürfe unter keinen Umständen öffentlich werden. Was öffentlich werden darf, ist sein Seufzen am Telefon. Und das Eingeständnis des Managers: »Als wir mit dem Gast das Zimmer in Augenschein nahmen, haben wir sofort die typischen Kotschlecken entdeckt.« Er wusste dann: »In 404 sind Bettwanzen.«

Für ihn hieß das: Nicht jammern, sondern sofort handeln. Der Manager hat das Zimmer sperren und die Lüftungsgitter in der Wand mit Tape verkleben lassen. Es bestand die Gefahr, dass die Wanzen durch die Lüftungsschächte krabbeln und ein ums andere Zimmer angreifen, dass sie das ganze Haus besetzen. Ein Spezialist wurde gerufen, um die Wanzen zu vernichten.

Wer in Hamburg mit Kammerjägern telefoniert, hört unisono: Die Bettwanze breitet sich aus, langsam zwar, aber stetig. Hotels und Hostels sind für Wanzen ideales Verbreitungsgebiet, denn dort treffen sie auf viele Wirte, die sich ein und dasselbe Bett teilen. Sie müssen also für ihr Futter, das Blut, das sie den Wirten absaugen, nicht einmal groß herumwandern.

Bis zur Corona-Pandemie seien sie immer häufiger von Hostels und Hotels gerufen worden, sagt Kai Scheffler, der Vorsitzende des deutschen Schädlingsbekämpfer-Verbandes. Zwar gebe es keine groß angelegten Studien zur Verbreitung, aber die Berichte seiner Kolleginnen und Kollegen sprächen für sich. Es gebe wohl kaum ein Hotel, das nicht schon einmal mit Wanzen zu kämpfen gehabt habe, sagt Scheffler.

Als Grund für den steigenden Befall vermuten die Kammerjäger das zunehmende Fernweh: In

den vergangenen Jahrzehnten reisten die Deutschen immer häufiger an tropische und subtropische Orte – also vor allem dahin, wo viele Wanzen leben. Von dort kommen sie im Gepäck mit. Auch Touristen, die hier Urlaub machen, können die Tiere aus ihrer Heimat mitbringen. Und so hat die Wanze den Erdball erobert.

Ein Indiz unterstützt diese These: Als während der Pandemie der internationale Reiseverkehr unterbrochen worden sei, hätten die Aufträge bei den Kammerjägern schnell abgenommen, sagt Scheffler. Seit die Leute wieder reisen dürfen, stiegen sie sprunghaft an. Nun beginnt der Frühling und mit ihm die Hauptreisezeit. Also: Wanzenzeit.

Öffentlich will kaum ein Hoteller über seine Erfahrungen reden. Der Manager, in dessen Hotel Zimmer 404 liegt, sagt, man wolle unter keinen Umständen ausländische Gäste stigmatisieren, und: »Obwohl Bettwanzen kein Zeichen für schlechte Hygiene sind, will man nicht mit ihnen in Verbindung gebracht werden.«

Nun aber wagt sich ein prominenter Hoteller aus der Deckung und präsentiert eine Lösung für das Problem. Oliver Winter, Chef der a&co-Hostels, gründete vor fünf Jahren mit seinem Partner das Unternehmen Waldemar, das sich auf die Bekämpfung von Wanzen spezialisiert hat. In einem Videotelefonat geht er scharf mit Kammerjägern ins Gericht, die seiner Ansicht nach vor allem Insektizide verspritzen, gegen welche die Wanzen schon längst resistent seien. Winter präsentiert eine neue Methode, die in seinen Hostels die Plage seinen Aussagen nach unter Kontrolle gebracht habe. Wie das geht, darf man an einem Samstagmorgen in Hamburg beobachten, im Zimmer 404.

Die beiden Waldemar-Angestellten Max Grau und sein Kollege Waleed Al Awamleh stehen noch vor dem Hotel und rauchen Elektroschisha. Grau will wissen, ob man gut geführstükt habe, denn gleich könnte es ein bisschen »eklig« werden. Al Awamleh lächelt.

Auf dem Boden neben ihnen steht ihr Einsatzgerät, eine weiße Apparatur mit Schlauch und

Dampfsprühkopf, »das beste Modell am Markt«, sagt Grau, »made in Italy«. Es trägt den für Wanzen wenig verheißungsvollen Namen Cimex Eradicator, was Bettwanzen-Vernichter heißt. Aus ihm wird später 180 Grad heißer Trockendampf die Wanzen »denaturieren«. Das ist das Konzept von Waldemar: keine Insektizide, auch nicht das bis dato übliche Aufheizen des Zimmers, um die Viecher zu töten. Stattdessen suchen sie alle Tiere einzeln. Eine langwierige Arbeit, die Akribie erfordert. Bei der Lokalisierung hilft an diesem Tag eine Engländerin namens Ebb Gosch, die *just in time* dazustößt. Sie hat Rhys an der Leine, einen Mischlingshund, der darauf trainiert ist, die nachtaktiven Insekten zu erschnüffeln und mit der Nase deren Verstecke anzuzeigen. »So«, sagt Grau, »wollen wir?« Sie wollen.

### Wanzenjäger flüstern im Gang. Gäste sollen sie nicht bemerken

Das Gespann zieht unauffällig gekleidet (Jeans, Poloshirts) an der Rezeption vorbei. Nur ein Herr mit Rollkoffer blickt von seinem Smartphone auf. »Bloß nicht an der Rezeption rufen: »Die Kammerjäger sind da!«, murmelt Grau im Gehen. Al Awamleh wisper: »Die Chipkarte haben wir schon vorher bekommen.« Al Awamleh meint, dass er bei Fragen von Gästen stets sage: »Hausmeisterservice«. Das Lügen gefalle ihm nicht, er sei gläubiger Muslim, aber sie sollen nun mal diskret vorgehen.

Vor Zimmer 404 zieht Grau die Karte durch den Leser. Alle starren einen Moment in das vermeintlich unbewohnte Zimmer. Optisch deutet nichts auf die Plage hin. Nur ein süßlicher, mandelartiger Geruch verrät die Biester. Sie sitzen vermutlich in Ritzen, an Gardinen, am und im Bettrahmen, hinter dem Fernseher, an Lampenschirmen, in Steckdosenverkleidungen und der Nachttischverschalung. Das Team samt Spürhund Rhys macht sich an die Arbeit.

»Wir dürfen das Problem nicht totschweigen«, plädiert a&co-Gründer Oliver Winter. Er findet, die Gesellschaft braucht einen offeneren Umgang mit den Wanzen. »Wir hatten Bettwanzen in größerer Zahl seit 2008«, sagt Winter. Damals stieg nicht nur die Reiselust, die Europäische Union verbietet auch ein Insektizid, mit dem das Problem in Winters Häusern bis dahin klein gehalten wurde.

Einmal, erzählt Winter, hätten Schülerinnen in einem seiner Hostels eine Wanze gefunden. Sofort verbreitete sich die Nachricht auf den Fluren und in den Zimmern. Winter erinnert sich an Szenen, in denen Lehrer mit Rezeptionistinnen zusammenstanden und beratschlagten, was jetzt zu tun sei, währenddessen klingelte das Telefon eines Lehrers unaufhörlich, und man habe empörte Eltern brüllen hören: »Wir holen unser Kind da jetzt raus!« Das schlug auch aufs Renommee. 2018 vervollständigte Google im Suchschlitz den Begriff »a&co« automatisch mit »bed bugs«.

Jedes Jahr gab Winter dann knapp 1,5 Millionen Euro für die Bekämpfung der Tiere aus. a&co hat 39 Filialen in neun Ländern, 5,5 Millionen Gäste übernachteten hier im Jahr. Im Krisenjahr 2018 lud er alle Chefs der großen Kammerjägerfirmen nach Berlin ein. »Was können wir denn noch tun gegen die Wanzen?«, fragte er. »Nichts weiter«, sagten die Kammerjäger einhellig. Damals hieß es: spritzen oder nicht.

Winter und der Kollege, der damals bei der Hotelkette für das Problem zuständig war, erprobten daraufhin selbst unterschiedliche Methoden: In Wien wurde geheizt, in Venedig vereist, in München gesprüht und in Berlin jede einzelne Bettwanze gesucht. Beim Sprühen sahen sie, dass nicht alle Wanzen starben: Es hatten sich offenbar über die vergangenen Jahre Resistenzen gebildet. Auch durch Erhitzen konnten sie nicht alle töten. Winters Vermutung: Sitzt eine Wanze in einer Ritze, entkommt sie leicht der Hitze. Nur die letzte Methode, die akribische »Entnahme« – also

das Auseinanderbauen aller Möbel und das Versprühen des heißen Dampfes in jede Ritze und jeden Hohlraum –, brachte Wanzenfreiheit.

»Klar, in einer perfekten Welt würden alle Kammerjäger so arbeiten«, sagt Kai Scheffler vom bundesdeutschen Kammerjägerverband. Aber nicht alle Kunden könnten sich das leisten. Wenn er zu einer Gemeinschaftsunterkunft gerufen werde, in der die Hälfte der Zimmer befallen sei, könne er den Behörden schwerlich sagen: »Ich bau euch jedes Zimmer auseinander.« Zwei Mitarbeiter kosten jeweils 50 bis 100 Euro die Stunde und sind pro Zimmer einen Tag beschäftigt. In Hostels gehe das einfacher, da gebe es oft leicht abzubauenen Möbel und Fußleisten. Schefflers Fazit: Was dort gut funktioniert, geht nicht unbedingt in allen Häusern.

Im Zimmer 404 läuft der Hund Rhys von Bettkasten zum Nachtschrank und zurück zum Bett. »Er weiß gar nicht, wo er als Erstes anzeigen soll«, sagt Hundehalterin Gosch. Der Hund sei eigentlich effektiver bei kleinem Befall, dann müssten die Kammerjäger nicht jede Ritze absuchen. »Aber hier sind sie überall.« Der Hund schafft es trotzdem, die Wanzen zu lokalisieren, und deutet der Reihe nach mit der Nase darauf.

Dann übernehmen Grau und Al Awamleh. Sie bauen Fußleisten und Schranktüren ab, Schubladen heraus, schrauben Nachtschische und Betten auseinander. Dann kommt der Cimex Eradicator, und es wird gedampft, in jede Ritze, in jeden Hohlraum. So vernichten sie Larven und Nester, oder einzelne Wanzen, wenn sie ihnen begegnen. Anschließend saugen sie die Leichen weg – und den Kot. Weil sich der bluthaltige Wanzenkot beim Dampfen verflüssigt, stehen Al Awamleh und Grau am Ende mit blutverschmierten Händen da.

An die 12 Tiere werden hier heute ausfindig gemacht, Grau nennt das einen »mittelschweren Befall«. Drei Stunden dauert es, bis der Raum wanzenfrei ist. Ruft man Wochen später den Manager des Hauses an und fragt nach, sagt er, sie hätten keine Probleme mehr in Zimmer 404.

ANZEIGE

KARL & FABER  
100 JAHRE

KARL & FABER Hamburg  
T +49 40 82 24 38 23  
hamburg@karlunfaber.de

Feiern Sie mit  
uns 100 Jahre  
Erfolg

Jetzt  
einliefern!

Aus der Auktion am 30. Juni:  
Ernst Ludwig Kirchner  
Schätzpreis: € 600.000/700.000



**HAMBURG  
ACTIVE CITY  
SONNTAGS  
SHOPPING**  
02.04.2023  
13-18 UHR

**OPEN**

Hamburg  
ACTIVE  
CITY

City  
Management  
Hamburg

## Literatur

Daniel Beskos,  
Verleger

Daniel Beskos nimmt einen *Ziegel* vom Stapel, dreht und wendet ihn, genießt für einen Moment, wie er in der Morgensonne glänzt, und sagt dann fachmännisch: »Sieht alles super aus.« Der *Ziegel* ist kein Backstein, auch wenn er fast dieselben Maße hat. Stattdessen handelt es sich um das Hamburger Jahrbuch für Literatur. Jürgen Abel hat es vor 30 Jahren erfunden und gibt es heraus, zusammen mit Antje Flemming aus der Kulturbehörde, die es finanziert. Aber dass der *Ziegel* jetzt glänzt, ist Daniel Beskos und seinen Verbündeten vom kleinen Mairisch-Verlag aus Eimsbüttel zu verdanken.

»Man muss es schaffen, dass die Leute ein Buch auch als Objekt schätzen und besitzen wollen«, sagt Beskos, 46, als er den frisch gedruckten *Ziegel* begutachtet. »Damit es sich vom Digitalen abhebt.« Also wurde das Jahrbuch, als es 2019 zu Mairisch wechselte, ganz neu gestaltet und erscheint nun in einem festen Einband mit einer glänzenden Metallfolie (dieses Jahr in Pink, davor in Blau und Gold). »Alle zehn Jahre muss man so ein Projekt neu erfinden«, sagt der Herausgeber Abel. Schließlich wolle er eine lebendige Literaturszene abbilden, die etablierten Autoren genau wie die noch unbekannteren. Außerdem, sagt Abel, der seit den 1990er-Jahren auch den Veranstaltungskalender *Literatur in Hamburg* betreut: »Bei Mairisch haben sie sehr viel Gespür dafür, wie man ein Publikum generiert. Das ist etwas Besonderes.«

Im Verlagsbüro nahe der Osterstraße wird auch Ham.Lit geplant, die jährliche »lange Nacht junger Literatur«. Eine Lesung im Club, bei der Debütatoren vor bis zu 800 Leuten auftreten, das gibt es anderswo nicht. Oder das unregelmäßig stattfindende Leseclub-Festival, bei dem alle Teilnehmer vorab per Post ein Buch bekommen und dann mit dem Verfasser darüber diskutieren, ein sehr besonderes Erlebnis. Im *Ziegel* erscheint Literatur, die zunächst nicht viel mehr auszeichnet, als dass sie aus Hamburg stammt. Trotzdem kämen längst auch Bestellungen von anderswo, aus München etwa, oder aus NRW, sagt Daniel Beskos und staunt: »Keine Ahnung, wieso.«

Release-Party des neuen »Ziegels«:

Am 20. April ab 19.30 Uhr im Nachtasyl (Thalia Theater), Anmeldung bis 17. April unter kb-literatur@bkm.hamburg.de

Mia Oberländer,  
Comiczeichnerin

In einem Café in St. Georg zeigt Mia Oberländer die Illustration für eine französische Zeitung, an der sie gestern bis spät abends gearbeitet hat: Eine Schulhofszene, viele Ballonköpfe stecken zusammen, doch einer ist orangefarben und steht isoliert. Oberländer, 27, hat ein Faible für Außenseiter. Ihr erster Comic erschien 2021, heißt *Anna* und erzählt von Frauen, die wegen ihrer Größe abgelehnt werden. Die Zeichnerin kennt dieses Gefühl: In Ulm aufgewachsen, wurde sie »Strich in der Landschaft« gerufen und wünschte sich, weniger groß zu sein. Sie trug ihre Schuhe eine Nummer zu klein, erzählt sie, trotz schmerzender Füße. »Ich bin 1,75 Meter!«, sagt Oberländer. »Eigentlich gar nicht so groß, aber durch die Bemerkungen glaubte ich irgendwann, riesig zu sein.« Als sie vor acht Jahren nach Hamburg zog, fühlte sie sich besser, weil hier viele hoch gewachsen sind.

Mia Oberländer studierte an der HAW, erst Kinderbuchillustration, dann in der Comic-Klasse von Anke Feuchtenberger. »An Comics gefällt mir, dass es kaum Regeln gibt«, sagt sie. »Ich kann spielerisch arbeiten.« Mit *Anna*, ihrer Bachelorarbeit, gewann sie den mit 20.000 Euro dotierten Leibinger Comicbuchpreis. »Es war absurd«, sagt Oberländer. »Kurz vorher dachte ich, dass sich mit meinem Comic-Studium kein Geld verdienen lässt. Dann hatte ich einen Buchvertrag.«

Neben ihren Büchern und Illustrationen engagiert sie sich beim Comicfestival. Immer im Herbst werden dann in kleinen Läden und Galerien unter anderem auf St. Pauli und im Karo- viertel Comics ausgestellt, verkauft und diskutiert. »Besonders witzig sind die Comiclesungen«, sagt Oberländer, »manche Künstler verstehen ihre Stimmen, spielen Soundeffekte ab oder bringen Musiker mit. Es ist, wie als Kind vorgelesen zu bekommen, nur besser.« Überhaupt sei die Arbeit für das trübelige Festival ein Ausgleich zur Einsamkeit am Schreibtisch. Dort arbeite sie normalerweise nicht die Nächte durch, sondern »zu klassischen Bürozeiten«, sagt Oberländer: »Nachts wird alles so bedeutungswahner. Und man sieht die Farben nicht so gut.«

FRANZISKA HERRMANN

Das nächste Comicfestival findet vom 28.9. bis 1.10. statt. Infos unter comicfestivalhamburg.de



Daniel Beskos, Sebastian Stuertz, Mia Oberländer und Fritz Sebastian Konka (von links nach rechts) im Tropenhaus von Pflanzen un Blumen

Foto: Alexandra Pollina für DIE ZEIT

## Ganz neue Seiten

Im Club, im Teehaus, im Foyer:  
In Hamburg wird überall die Literatur gefeiert.  
Begegnungen mit vier Menschen,  
die jetzt die Szene prägen

Fritz Sebastian Konka,  
Lyriker

Im Wohnzimmer von Fritz Sebastian Konka in Eppendorf hängt ein Gemälde aus Farbspritzern und Klecksen: pures Chaos. »Ich habe es selbst gemalt«, sagt der 38-Jährige. »Es erinnert mich jeden Tag daran, dass ich so auch sein darf.« Konka arbeitet als Richter, doch nebenbei hat er seine eigene Lyrikreihe ins Leben gerufen. »Seit meinem Jurastudium wurde vor allem mein Kopf beansprucht«, sagt er. »Ich habe jahrelang wie ein Automat funktioniert.«

Beim Schreiben von Lyrik lernte er, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Zunächst veröffentlichte er seine Zeilen nur online. So lernte er andere Lyrikerinnen und Lyriker kennen – und hat inzwischen mit dem Lyrischen Foyer einen Raum geschaffen, in dem sie sich auch persönlich begegnen können. Immer am letzten Donnerstag im Monat werden in der Kunstklinik in Eppendorf Gedichte vorgelesen. Bei den Abenden wechseln sich Worte und Musik ab, Vortragende lesen eigene und fremde Texte. »Da entsteht eine Verbindung zwischen den Menschen, die sich nicht beschreiben lässt!«

Vom 29. Juni bis 2. Juli will Konka nun sogar ein Festival veranstalten. Neben Gästen wie der Lyrikerin Ulrike Almut Sandig und dem Singer-Songwriter Max Prosa wird es ein Seminar zu Insta-Lyrik geben, Yoga und einen Spaziergang auf den Spuren des in Eppendorf geborenen Wolfgang Borchert. Moment, Insta-Lyrik? Wenn Menschen Poesie und Instagram nicht zusammenbringen, könne er das nachvollziehen, sagt Konka. »Ich

dachte auch, es muss eine höhere Intellektualität oder einen anderen Rahmen haben«, sagt er. »Inzwischen bin ich glücklich, dass mir auf diesem Weg ermöglicht wurde, Menschen zu finden, mit denen ich mich wohlfühle und die mich verstehen. Ich wüsste nicht, wie ich das anders hätte erreichen können.«

Inzwischen habe er seine Balance gefunden. Neulich sah er im Park einen Vogel landen. Für kurze Zeit waren die Flügelbewegungen nur ein Gleiten. Konkas Augen strahlen, beim Gedanken an diesen lyrischen Moment.

FRANZISKA HERRMANN

»Lyrisches Foyer«, am 27. April um 20.30 Uhr in der Kunstklinik (Martinistr. 44a). Mehr Infos, auch zum Festival: dasalltaeglichechaos.wordpress.com

Sebastian Stuertz,  
Romanautor

Als Sebastian Stuertz ans Telefon geht, ankert die *M/S Michaela* gerade in Luxemburg. Der Port de Mertert ist ein wenige Hundert Meter langes, betoniertes Becken, das parallel zur Mosel verläuft, dem Grenzfluss zwischen Luxemburg und Deutschland. Kein idyllisches Ausflugsziel, eher ein Ort mit dem Charme eines Lkw-Rastplatzes. Auf den Fotos, die Stuertz später auf Instagram posten wird, sind Kräne zu sehen, Gewerbehallen und Männer in Warnwesten. »Rechts von mir liegen Berge von Metallschrott«, sagt Stuertz, als er seine Aussicht von der Brücke des Schiffes beschreibt. »Es blinkt und piept hier in einer Tour!« Er klingt ausnehmend begeistert.

Sebastian Stuertz, 48, ist Schriftsteller. Früher ist er als Singer-Songwriter aufgetreten, hat in Indie-Bands gespielt, ein Rap-Album aufgenommen und zum Gelderwerb Grafiken für Film und Fernsehen animiert. Heute könne er allein vom Schreiben leben, sagt er. 2020 erschien sein erstes Buch, *Das eiserne Herz des Charlie Berg*, ein 700 Seiten dickes Werk, das wie ein Fantasyroman beginnt, in einem dunklen Wald mit einem sprechenden Hirsch. 2022 folgte *Da wo sonst das Gehirn ist*, ein Adoleszenzroman, dessen Ich-Erzählerin Alina durch die Straßen Hamburgs läuft und zu allem eine Meinung hat, fast wie Holden Caulfield in *Der Fänger im Roggen*, bloß dass sie nebenbei noch ihre Social-Media-Profilen checkt. Aktuell arbeitet Stuertz an seinem dritten Buch, einer Familiensaga, die von mehreren Generationen deutscher Binnenschiffer erzählen soll. Zur Recherche fährt er eine Woche lang auf der *M/S Michaela* mit, die tonnenweise Walzdraht und Rollsplit transportiert.

Falls das rastlos klingende – es ist noch nicht alles. Denn zwischendurch hat Stuertz ein Hörbuch geschrieben, mit zwei Verbündeten eine Lesereihe im Teehaus in Pflanzen un Blumen gestartet (bei *Texte mit T* gibt es drei Lesungen und dazu drei Tassen Schwarztee nach den Gesetzen des ostfriesischen Zeremoniells: Kluntje, Sahne, keinesfalls umrühren!) sowie ein Sachbuchfestival mitkonzipiert, das im Herbst auf Kampnagel stattfinden soll.

Nebenbei ist das Atelier am Rande der Sternschanze, das Stuertz zusammen mit seiner Frau, der Fotografin Tara Wolff, betreibt, ein Treffpunkt von Hamburger Autorinnen und Autoren geworden. »Als ich mit dem Schreiben angefangen habe, kannte ich niemanden«, sagt Stuertz. »Dann stellte ich fest: Ganz viele, von denen ich dachte, dass sie seit Jahren zusammen in der Literaturszene abhängen, waren sich ebenfalls noch nie begegnet. Hä?« Also lud Stuertz alle zu sich ein, ins Atelier Royal TS, benannt nach dem Burger bei McDonald's – und nach den Anfangsbuchstaben der beiden Gastgeber.

An einem Freitag Ende Januar liest hier Christian Dittloff aus seinem neuen Buch *Prägung*, noch vor der offiziellen Veröffentlichung. Dittloffs Name wurde vorher nicht bekannt gegeben, Einlass gab es nur gegen Anmeldung, Partnerinnen und Partner mussten zu Hause bleiben (außer, sie schreiben auch). Trotz dieser Regeln ist es voll in dem kleinen Souterrain-Raum, die Sitzreihen sind eng gestellt. Heute Abend kommt eine Bestsellerautorin, deren Romanverfilmung bald mit Starbesetzung im Kino anläuft, ebenso wie ein Nachwuchsschreiber, der noch damit hadert, bei welchem Verlag er anheuern soll. Das ist die Idee: einen Raum zu schaffen, in dem Autorinnen und Autoren einander begegnen.

Als ein Schriftsteller während der Lesung vorn mal wieder heiter dazwischenblökt, zischt von hinten eine langsam doch sehr genervte Literaturbloggerin. Um Mitternacht werden trotzdem alle gemeinsam gesungen, Christian Dittloff feiert dann seinen 40. Geburtstag. Und die Letzten, die sich in der Küche vor dem Kühlschrank festgesaugt haben, gehen erst, als es fast wieder Morgen wird. Es sind Nächte, von denen man sich vorstellen kann, dass sie den Auftakt zu Fehden und Freundschaften bilden und Künstlerbiografien prägen werden. Die New Yorker Beatniks hatten das San Remo Café, die Pariser Existenzialisten das Café de Flore, die Hamburger Literaturszene, für die ein Name erst noch erfunden werden muss, hatte lange nichts und probiert jetzt mal das Atelier Royal TS aus.

Seine Rastlosigkeit hat sich Sebastian Stuertz in der Jugend angewöhnt. Er ist am Steinhuder Meer aufgewachsen, das in Wirklichkeit bloß ein großer See ist, Hannovers Umland, niedersächsische Provinz. Wer wollte, dass was passiert, musste sich selbst darum kümmern. »Wir haben viel im Jugendzentrum veranstaltet«, sagt Stuertz über seine Musikerfreunde. »Es ist cool, was man alles schaffen kann, wenn man sich mit den richtigen Leuten zusammensetzt.« Anfang der 2000er kam er mit Tara nach Hamburg. »In der Literaturszene ticken die Leute etwas langsamer«, sagt Stuertz. »Das ist nicht abwertend gemeint. Aber ich merkte, dass hier noch Platz für mich war. Leute zusammenbringen, gemeinsam Sachen anstellen, das macht mir Freude.«

Doch nun ist auch er zur Langsamkeit verdammt. Die *M/S Michaela* tuckert seit Tagen so gemächlich über Ems und Mosel, das auf den Deichen die Jogger und Radfahrer vorbeiziehen. Und jetzt ist Pause, solange die Fracht gelöscht und das Schiff dann neu beladen wird. »Ich suche mir gleich mal eine Brasserie und schreibe Postkarten«, sagt Sebastian Stuertz. Die hat er seinen Followern auf Instagram versprochen. Mal einen Nachmittag die Füße stillhalten? Geht nicht.

»Texte mit T«, am 15. April um 18 Uhr im Teehaus in Pflanzen un Blumen. Infos und Anmeldung unter stuertz.org/tec

# AUSBILDUNG, STUDIUM & WEITERBILDUNG



## Eine gesunde Entscheidung

Wer heute auch an morgen denkt und daher eine Aus- oder Weiterbildung mit guter Perspektive sucht, findet diese im Gesundheits- und Sozialwesen. Hier wird es Prognosen zufolge im Jahr 2035 allein in Hamburg mehr als 8.700 offene Stellen geben.



»Wir steuern mit Ansage in die Katastrophe. Wir warnen seit Jahren vor einem drohenden Ärztemangel.«

Die Lage ist ernst. Der Fachkräftemangel im deutschen Gesundheitswesen spitzt sich weiter zu: Bereits heute liegt der Versorgungsengpass bundesweit bei rund sieben Prozent – und es werden deutlich mehr. Weil qualifizierte Kräfte fehlen, können laut einer Untersuchung von PWC Deutschland im Jahr 2035 knapp 1,8 Millionen offene Stellen nicht mehr besetzt werden. Das entspricht einem Engpass von 35 Prozent. Besonders betroffen von diesem Personalnotstand ist die Alten- und Krankenpflege. Ein Umstand, der sich Experten zufolge selbstredend auch in Ham-

burg stark bemerkbar machen wird. Denn waren es im Jahr 2009 erst 47.000 Pflegebedürftige und im Jahr 2020 dann schon 51.000 Pflegebedürftige, wird diese Zahl laut dem Statistischen Bundesamt bis 2035 noch einmal auf rund 60.000 anwachsen. Keineswegs Schritt halten kann damit jedoch die Entwicklung der notwendigen Fachkräfte. So prognostiziert die Handelskammer der Hansestadt für das Hamburger Gesundheits- und Sozialwesen einen absoluten Fachkräftengpass von 8.700 Personen. Anders gesagt: Im Jahr 2035 kommen auf mögliche 70.700 Stellen nur 62.000 geeignet qualifizierte Bewerberinnen und Bewerber.

Viele Zahlen, die mehr als viele Worte sagen. So dürfte klar sein: Wer eine Aus- oder Weiterbildung im Gesundheits- oder Sozialwesen in Angriff nimmt, kann recht beruhigt in seine berufliche Zukunft blicken. Denn der Bedarf ist da. Und dies gilt übrigens nicht

nur für den Bereich der Alten- und Krankenpflege, denn auch beispielsweise Medizinerinnen und Mediziner sowie Psychotherapeutinnen und -therapeuten werden gesucht. Schon jetzt ist in den Medien regelmäßig von einem »Ärztemangel« zu lesen, und eine Untersuchung der Kassenärztlichen Vereinigung Niedersachsen

### Kursportal mit über 30.000 Angeboten

(KVN) ergab, dass von den aktuell im Bundesland rund 5.200 Hausärztinnen und Hausärzten bis zum Jahr 2035 voraussichtlich rund 1.450 aus dem Beruf ausscheiden werden, also mehr als jede oder jeder Vierte. Auch Dirk Heinrich, Vorsitzender der Vertreterversammlung der Kassenärztlichen Vereinigung Hamburg, mahnte Ende Dezember, dass es zu wenig Ärzte und Psychotherapeuten in der Hansestadt gäbe,

und stellte klar: »Wir steuern mit Ansage in die Katastrophe. Wir warnen seit Jahren vor einem drohenden Ärztemangel.«

Gute Gründe, um eine Aus- oder Weiterbildung im Gesundheitswesen ins Visier zu nehmen. Wer sich dazu über mögliche Angebote in Hamburg informieren möchte, erhält einen umfassenden Überblick auf dem Kursportal »WISY«, dem Weiterbildungs- Informations-System, gefördert von der Stadt Hamburg. Mehr als 1.000 Anbieter und rund 30.000 Angebote aus den verschiedensten Bereichen sind hier aufgelistet. Wer zudem als Suchkriterium »Gesundheitswesen« eingibt, erhält aktuell über 1.600 Vorschläge zur Aus- und Weiterbildung in diesem Bereich, alle gleich inklusive Termin, Dauer, Anforderungen, Anbieter, Unterrichtsart (Online oder Präsenz), Preis und mögliche Förderungsart. Weiteres im Internet unter [www.hamburg.kursportal.info](http://www.hamburg.kursportal.info) ●

## Praktisch unschlagbar



Teamwork ist in Hamburg gefragt: Wer in der Hansestadt nach einer Ausbildung im Handwerk sucht, dürfte schnell fündig werden. Das Angebot übersteigt die Nachfrage.

**Neue sowie modernisierte Ausbildungsberufe und eine klare Stärkung des Handwerks machen die Entscheidung für eine berufliche Ausbildung in Hamburg noch attraktiver. Die Chancen für Bewerberinnen und Bewerber stehen gut, denn das Angebot übersteigt die Nachfrage deutlich.**

betonte zudem: »Gerade für Abiturientinnen und Abiturienten wäre eine berufliche Ausbildung als Berufseinstieg der absolute Turbo ins Berufsleben: Drei Jahre Ausbildung, anschließend Berufserfahrung sammeln, dann Techniker, Meister beziehungsweise Fachwirt werden oder aber zeitnah ins Studium wechseln. Die Möglichkeiten sind enorm und gelten für Schülerinnen und Schüler mit dem allgemeinen und mittleren Schulabschluss gleichermaßen.«

Auch wer sich für eine Ausbildung in einem Handwerksberuf interessiert, findet in Hamburg beste Voraussetzungen dafür. Grund ist unter anderem der im vergangenen Jahr beschlossene »Masterplan Handwerk 2030«. Im Rahmen der Unterzeichnung erklärte Bürgermeister Peter Tschtschenscher: »Mit dem Masterplan 2030 unterstützen wir den Nachwuchs, die Bereitstellung neuer Flächen, die Digitalisierung der Betriebe und den Umstieg auf klimafreundliche Technologien. Senat und Handwerkskammer arbeiten Hand in Hand, um das Handwerk zu stärken und den Handwerkerinnen und Handwerkern eine gute Zukunftsperspektive zu geben.«

### Mehr freie Stellen als Bewerbende

Die attraktiven Aussichten werden durch neue sowie modernisierte Ausbildungsberufe verstärkt. So sind in den vergangenen Jahren insbesondere durch die Digitalisierung neue Ausbildungsstellen (9.785) als entsprechende Bewerberinnen und Bewerber (6.730), die bei uns gemeldet sind. Unternehmen bieten attraktive, anspruchsvolle, gut bezahlte und zukunftssichere Ausbildungsplätze an«, stellt Sönke Fock, Vorsitzender der Geschäftsführung in der Agentur für Arbeit und Ausbildung Hamburg, angesichts der Ausbildungsbilanz 2022 klar. Er

»Wer sucht, der findet«, diese bekannte Redewendung dürfte zumindest auf all jene zutreffen, die in der Hansestadt Hamburg nach einem Ausbildungsplatz suchen. So gibt es hier mehr freie Stellen als Bewerbende. Konkret waren noch vor einigen Wochen, zu Anfang Februar, um die 3.000 Ausbildungsstellen unbesetzt.

»Der Hamburger Ausbildungsmarkt ist ein absoluter Bewerbermarkt, denn es gibt deutlich mehr gemeldete Ausbildungsstellen (9.785) als entsprechende Bewerberinnen und Bewerber (6.730), die bei uns gemeldet sind. Unternehmen bieten attraktive, anspruchsvolle, gut bezahlte und zukunftssichere Ausbildungsplätze an«, stellt Sönke Fock, Vorsitzender der Geschäftsführung in der Agentur für Arbeit und Ausbildung Hamburg, angesichts der Ausbildungsbilanz 2022 klar. Er

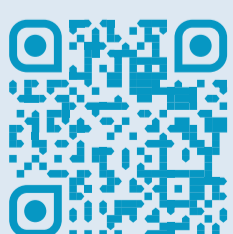
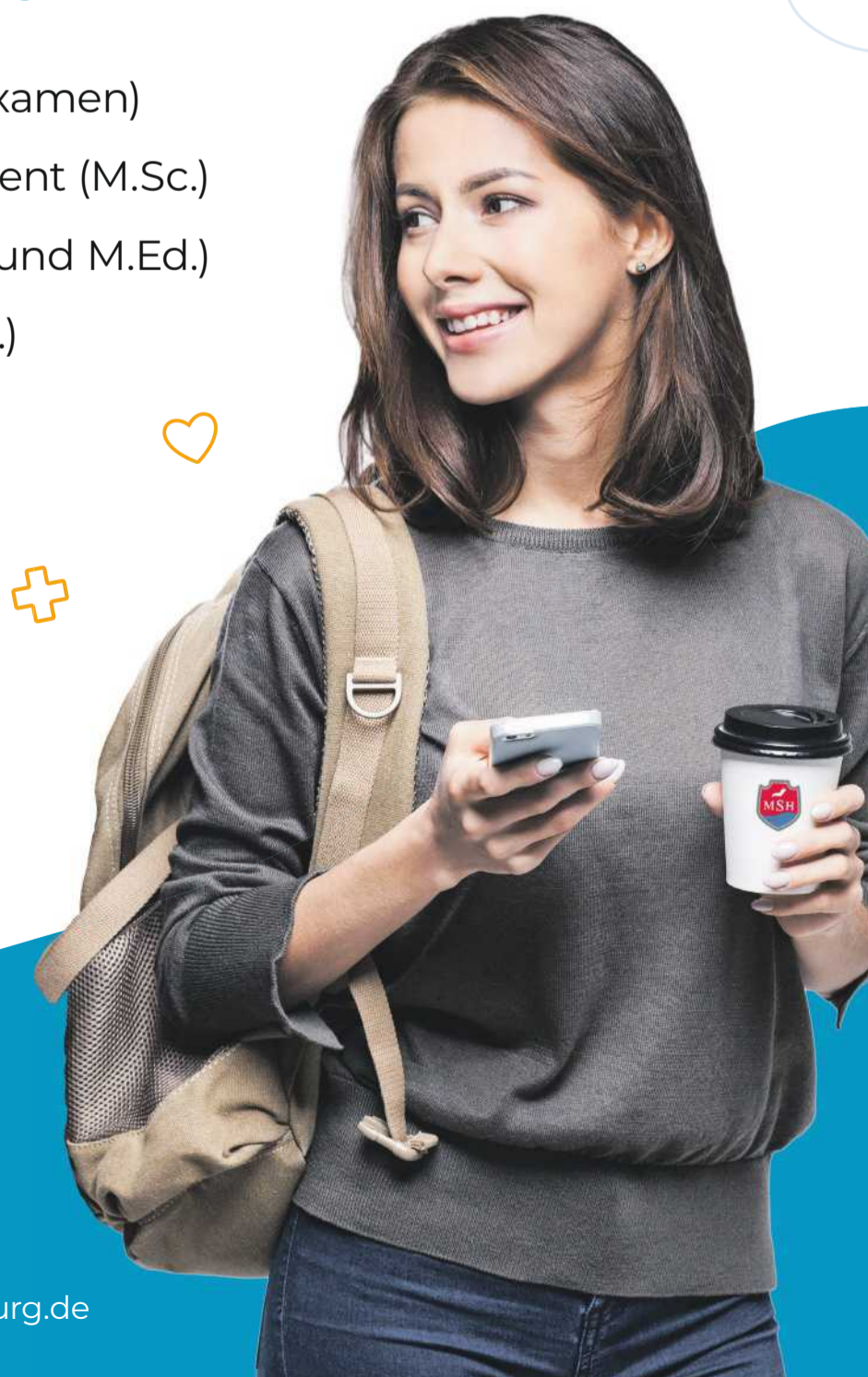
www.ihk.de. [www.hwk-hamburg.de](http://www.hwk-hamburg.de). ●

## Wofür schlägt dein Herz?



Gesundheit studieren am Puls der Zeit – in der Hafencity und am Harburger Binnenhafen.

- Humanmedizin (Staatsexamen)
- Digital Health Management (M.Sc.)
- Medizinpädagogik (B.A. und M.Ed.)
- Sportwissenschaft (B. Sc.)
- Psychotherapie (M.Sc.)
- Biomedizin (B. Sc.)
- Psychologie (B.Sc.)
- Physiotherapie (B. A.)
- Transdisziplinäre Frühförderung (B. A.)



[medicalschooll-hamburg.de](http://medicalschooll-hamburg.de)

**Hinterm Horizont gehts weiter**  
*Schon gewusst? Innerhalb von zwei Kalenderjahren können Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer eine bezahlte Freistellung für zehn Arbeitstage beanspruchen, um sich fortzubilden. Diese Zeit darf nicht von dem Erholungsurlaub abgezogen werden. Wichtig ist, den geplanten Bildungsurlaub rechtzeitig zu beantragen, in der Regel sind dies vier Wochen vor Antritt der Freistellung. Weitere Informationen wie den kostenlosen Flyer »Ihr Weg in den Bildungsurlaub« sowie das Antragsformular zum Downloaden gibt es unter [www.bildungsurlaub-hamburg.de](http://www.bildungsurlaub-hamburg.de).*



## Wissen, wofür es Geld gibt

Attraktive Fördermittel unterstützen Aus- und Weiterbildungswillige finanziell bei ihrem Vorhaben. Die möglichen Hilfen reichen dabei von einem Zuschuss zur Maßnahme über die Komplettübernahme der Kosten bis hin zur zusätzlichen Beihilfe zum Lebensunterhalt. Interessierten soll es so leichter möglich sein, sich zu qualifizieren – entweder um den vorhandenen Arbeitsplatz zu sichern, um die Karriereleiter emporzusteigen oder um sich beruflich neu zu orientieren.



Ob Seminar oder Workshop, ob in Voll- oder Teilzeit, ob schulisch oder außerschulisch – mit dem passenden Förderprogramm wird die Aus- und Weiterbildung finanziell unterstützt.

beiter-, Gesellen- oder Gehilfenprüfung. Es werden auch Fortbildungen in Gesundheits- und Pflegeberufen bezuschusst.

Für maximal 24 Monate werden monatliche Zahlungen für Lebensunterhalt und Lehrgangsgebühren geleistet – gemischt als Zuschuss und/oder Darlehen. Lehrgangs- und Prüfungsgebühren gibt es unabhängig von Einkommen und Vermögen. Zahlungen für den monatlichen Unterhalt dagegen gibt es nur für Vollzeitlehrgänge. Hier ist die Höhe einkommens- und vermögensabhängig. Weitere Informationen und Antragsformulare gibt es in der Rubrik »Weiterbildung« bei der Handwerkskammer Hamburg unter [www.hwk-hamburg.de](http://www.hwk-hamburg.de).

**Bildungsgutschein**  
Der Bildungsgutschein ist eine Zusicherung, dass die durch die Teilnahme an der Weiterbildung anfallenden Kosten übernommen

[www.arbeitsagentur.de/vor-ort-hamburg](http://www.arbeitsagentur.de/vor-ort-hamburg)

### Weiterbildungsstipendium

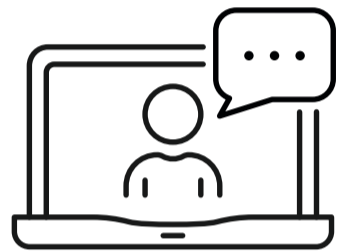
Das Weiterbildungsstipendium fördert die berufliche Qualifizierung nach erfolgreich abgeschlossener Berufsausbildung. Bewerberinnen und Bewerber müssen im Berufsabschluss-Zeugnis einen Notendurchschnitt von mindestens 1,9 erreicht haben und bei der Antragsstellung unter 25 Jahre alt sein. Ausnahmen: Durch Berücksichtigung von Anrechnungszeiten, etwa ein Freiwilligendienst oder Elternzeit, kann die Aufnahme auch bis zu drei Jahre später erfolgen. In den Gesundheitsfachberufen, etwa in der Pflege oder in therapeutischen Berufen, kann die Zeit der fachschulischen Ausbildung mit bis zu zwei Jahren angerechnet werden. Weitere Voraussetzung ist, zum Zeitpunkt der Antragstellung mindestens 15 Stunden in der Woche berufstätig zu sein oder bei der Arbeitsagentur als arbeitssuchend zu gelten.

Stipendiatinnen und Stipendiaten erhalten Zuschüsse von insgesamt 8.700 Euro für beliebig viele förderfähige Weiterbildungen – bei einem Eigenanteil von zehn Prozent je Fördermaßnahme. Weitere Informationen zum Bewerbungsablauf gibt es bei der Stiftung Begabtenförderung berufliche Bildung unter [www.sbb-stipendien.de](http://www.sbb-stipendien.de).

Zusätzliche Informationen zu den verschiedenen Fördermöglichkeiten finden sich unter [www.weiterbildung-hamburg.de](http://www.weiterbildung-hamburg.de). •

## Der direkte Draht zur Zukunft

»Welche Weiterbildung passt zu mir? Gibt es dafür Fördermöglichkeiten, und wo beantrage ich diese?« Antworten auf solche Fragen geben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hamburger Weiterbildungstelefonats jeweils montags bis donnerstags von 10 bis 18 Uhr und freitags von 9 bis 17 Uhr unter der Rufnummer 040/28 08 46-66.



Über Geld muss in diesem Fall gesprochen werden, denn Aus- und Weiterbildungen gibt es nicht umsonst. Aber: Es gibt interessante Finanzierungshilfen von der Stadt und dem Staat, überdies beteiligen sich viele Arbeitgeber an den Kosten. Welche Fördermöglichkeiten es gibt, wer davon profitieren kann, welche Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen und wo man die Mittel beantragt – ein Überblick:

### Hamburger Weiterbildungsbonus PLUS

Der Hamburger Weiterbildungsbonus PLUS – Nachfolger des Programms Hamburger Weiterbildungsbonus – bietet Fördermittel für berufsbezogene Qualifizierungen. In Anspruch nehmen können diese sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, (Solo-)Selbstständige und Kleinunternehmerinnen und Kleinunternehmer

Vom Zuschuss über die Komplettübernahme bis hin zu Beihilfen zum Lebensunterhalt – mit dem passenden Förderprogramm lassen sich berufliche Ziele leichter erreichen.

aus der Kreativbranche. Die Antragstellerinnen und Antragsteller müssen mindestens 15 Stunden pro Woche erwerbstätig sein und mehr als 450 Euro monatlich verdienen. Sie müssen entweder in Hamburg leben oder hier arbeiten. Auch Geringqualifizierte, Beschäftigte mit Migrationshintergrund, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in Elternzeit, Alleinerziehende und Ältere werden mit finanziellen Mitteln aus dem Europäischen Sozialfonds (ESF) unterstützt und zudem mit speziellen Coachings gefördert.

Abhängig von der Personengruppe gibt es beim Hamburger Weiterbildungsbonus PLUS Zuschüsse zwischen 50 und 100 Prozent, maximal aber 2.000 Euro. Weitere Informationen und Antragstellung unter [www.weiterbildungsbonus.net](http://www.weiterbildungsbonus.net)

### Aufstiegs-BAföG

Initiiert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, unter-

stützt das Aufstiegs-BAföG die Vorbereitung auf mehr als 700 Fortbildungsabschlüsse wie Meister/in, Fachwirt/in, Techniker/in, Erzieher/in oder Betriebswirt/in, und dies unabhängig von der Maßnahmenform wie Vollzeit/Teilzeit, schulisch/außerschulisch, Präsenzunterricht/Fernunterricht. Anbieter können öffentliche wie auch private Träger sein.

Mehr als 700 Fortbildungsabschlüsse werden vom Bund finanziell unterstützt

Grundsätzlich kann jede/r das Fördergeld beantragen, es gibt keine Altersgrenze. Auch eine abgeschlossene Ausbildung ist nicht zwingend erforderlich. Die Weiterbildung muss allerdings mindestens 400 Unterrichtsstunden umfassen und auf eine öffentlich-rechtliche Fortbildungsprüfung vorbereiten, die unterhalb eines Hochschulabschlusses liegt, aber über dem Niveau einer Fach-

werden. Eine Förderung ist möglich, wenn eine Weiterbildung oder Umschulung notwendig ist, um etwa die Arbeitslosigkeit zu beenden oder um eine drohende Arbeitslosigkeit abzuwenden oder um einen fehlenden Berufsabschluss nachzuholen. Vergeben wird ein Bildungsgutschein von den Beratenden der örtlichen Agenturen für Arbeit. Weitere Informationen unter

## Auf dem Campus die Karriere planen



Luftsprünge sind gar nicht einmal so unwahrscheinlich, werden doch Studierende an Hochschulen bestmöglich auf eine berufliche Karriere vorbereitet.

Mehr als 110.000 Studierende sind aktuell an Hochschulen in Hamburg eingeschrieben und nutzen die Möglichkeit, Wissen zu vertiefen und Karriereoptionen zu verbessern. Dies gilt auch für bereits Berufstätige. Etliche Hochschulen in der Stadt bieten selbst für erfahrene Fachkräfte und auch Führungskräfte diverse Veranstaltungen an und tragen so dem Aspekt Rechnung, dass lebenslanges Lernen zu einem unverzichtbaren Baustein jeder Erwerbsbiografie geworden ist.

»Abi – und was dann?«, fragen sich viele junge Leute. »Fester Job, aber was das?«, das sind Gedanken, die etlichen bereits Berufstätigen durch den Kopf schwirren. Und so unterschiedlich die Ausgangspositionen sind, so gleich ist doch oftmals das Ansinnen: Es geht darum, sich (weiter) zu bilden, nicht auf der Stelle stehen zu bleiben, vorwärtszukommen, zu forschen und zu entdecken, Interessen nachzugehen, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen, Gleichgesinnte zu treffen, sich fachlich mit ihnen auszutauschen, Impulse zu sammeln und sich so (neue) Optionen für die berufliche Karriere zu eröffnen. All das unter nur einem Hut bringt ein Studium. In Hamburg gibt es dafür knapp 30 Hochschulen, die insgesamt über 900 verschiedene Studiengänge der unterschiedlichsten Bereiche anbieten.

Wer weiß, was er will, und für sich eine geeignete Hochschule

gefunden hat, sollte auch wissen: Die Altersgrenze für eine Förderung mit BAföG ist erst im vergangenen August auf 45 Jahre (früher 30/Master 35) angehoben worden. Entscheidend ist jeweils das Alter bei Beginn des Studiums oder der sonstigen Ausbildung. Weitere Informationen dazu unter [www.bafög.de](http://www.bafög.de)

Für bereits Berufstätige interessant: Das Bundesministerium für Bildung und Forschung vergibt alljährlich über die Stiftung Begabtenförderung berufliche Bildung rund 1.000 Aufstiegsstipendien für Berufserfahrene, und dies völlig unabhängig vom Alter. Bewerberinnen und Bewerber müssen jedoch eine Berufsausbildung erfolgreich abgeschlossen und anschließend insgesamt mindestens zwei Jahre gearbeitet

»Ausland ahoi« dank eines weltweiten Netzwerks

haben. Das Stipendium fördert ein Erststudium in Vollzeit oder berufsbegleitend an einer staatlichen oder staatlich anerkannten Hochschule. Für Studierende im Vollzeitstudium beträgt das Stipendium monatlich 1.014 Euro. Zusätzlich gibt es eine Betreuungspauschale für Kinder unter 14 Jahren (160 Euro für jedes Kind). Stipendiatinnen und Stipendiaten in einem berufsbegleitenden Studiengang erhalten im Kalenderjahr eine Förderung von 2.900 Euro. Mehr unter [www.sbb-stipendien.de](http://www.sbb-stipendien.de)

Solche Finanzspritzen können vielen ein Studium erleichtern und (neue) berufliche Wege ebnen, zumal etwa BAföG auch im Ausland gezahlt wird.

Apropos: Kaum eine andere Aus- oder Weiterbildungsart bietet eine solche gute Gelegenheit, sich gleichfalls im Ausland fortzubilden, wie ein Studium. Angesichts der Globalisierung, aber vor allem auch der fortschreitenden Digitalisierung, die jegliche Ländergrenzen überwindet, sind Auslands Erfahrungen für viele Unternehmen längst zu einem wichtigen Kriterium bei einer Anstellung geworden. Dies im Hinblick darauf, dass ein Auslandsaufenthalt neben den fremdsprachlichen Kenntnissen vor allem auch den Blickwinkel erweitert, für beispielsweise andere Kulturen, andere Strukturen des Alltags, der Wirtschaft, der Justiz et cetera, und damit verbundenen auch das Wissen über andere Standards anreichert. Um international Erfahrungen zu sammeln und so wichtige interkulturelle Kompetenzen zu erlangen, ist es von Vorteil, wenn eine Hochschule ein im Idealfall weltweites aktives Netzwerk an Partnerhochschulen vorweisen kann. Dies ermöglicht Studierenden in der Regel problemlos, ein oder mehrere Auslandssemester an einer solchen Partnerhochschule zu absolvieren. Überdies fördert ein solches Netzwerk den Austausch von Lehrenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, was den Wissenshorizont zusätzlich erweitern kann. •

# Zukunft mit Potenzial.

NC-frei Wirtschaft in der HafenCity studieren und die Zukunft mitgestalten.

- Betriebswirtschaftslehre (B. Sc.)
- Internationale Betriebswirtschaft (B. Sc.)
- Wirtschaftspsychologie (B. Sc. und M. Sc.)
- Business Administration (M. Sc.)
- Business Innovation and Entrepreneurship (M. Sc.)
- Medienpsychologie (M. Sc.)
- und weitere Studiengänge am Standort Berlin.

[bsp-campus-hamburg.de](http://bsp-campus-hamburg.de)

## Geschichte

## Sollen sie doch kommen

In Hamburg wurden Monarchen bei früheren Besuchen mit Spott empfangen VON JOHN F. JUNGCLAUSEN

1908

Kaiser Wilhelm II. (in der Mitte des Fotos, mit Gehstock) wird beim Besuch in Hamburg von Bürgermeister Johann Heinrich Burchard (mit Zylinder) begleitet



1965

Königin Elisabeth II. trägt sich im Hamburger Rathaus in das Goldene Buch der Stadt ein. Neben ihr steht Bürgermeister Paul Nevermann. Rechts ihr Ehemann Prinz Philip



Jedes Mal, wenn Kaiser Wilhelm II. nach Hamburg reiste, wurde er vom Bürgermeister ein bisschen gedemütigt. Zum Beispiel bei seinem Besuch im Mai 1912. Nach der Ankunft am Dammtorbahnhof fuhr sein Konvoi zunächst zum Empfang ins Rathaus. Dort wartete Bürgermeister Johann Heinrich Burchard auf sein Staatsoberhaupt, jedoch nicht am Eingang in der Rathausdiele, sondern oben auf dem Treppenabsatz, dem sogenannten Senatsspiegel. Erst als der Kaiser die Treppe mit dem roten Läufer erklim-

men hatte, war er auf Augenhöhe mit dem Bürgermeister angekommen.

Das war nicht die einzige Majestätsbeleidigung, die Burchard sich an diesem Tag leistete. Anlass für den Besuch des Kaisers war der Stapellauf des *Imperator*, des damals größten Schiffs der Welt. Zu einer Zeit, in der das Deutsche Reich die geopolitische Rolle des britische Empire herausforderte, sollte der *Imperator* ein Sinnbild deutschen Führungsanspruchs in der Welt sein. Doch bevor der Kaiser mit seinen Weltmachtfantasien die Rolle als Taufpate ausüben konnte, degradierte Bürgermeister Bur-

chard ihn öffentlich, indem er ihn als »hochverehrten Bundesgenossen« ansprach.

Streng genommen war das nicht falsch. In der Hierarchie des Kaiserreiches stand der Vertreter der drei freien Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck gleichauf mit dem König von Preußen. Angesichts der außenpolitischen Bedeutung des Ereignisses aber konnte die kaiserliche Delegation Burchard nur als vorsätzlich respektlos wahrnehmen.

Die Bürgerinnen und Bürger Hamburgs sahen das freilich ganz anders. Ihr Bürgermeister hatte den Kaiser so behandelt, wie es dem Selbstverständ-

nis der Hamburger entsprach und der Sonderrolle der kleinen bürgerlichen Republik, die sich über Jahrhunderte hinweg in dem Flickenteppich deutscher Königreiche und Fürstentümer behauptet hatte. Sie war unabhängig geblieben.

Hamburgs selbstbewusste Rolle war schon in seiner Gründung so angelegt. Seit Adolf III. im 12. Jahrhundert der kleinen Siedlung zwischen Alster und Elbe das Marktrecht verliehen und ihren Bewohnern Steuerfreiheit versprochen hatte, wurde in Hamburg Handel getrieben. Und während deutsche Freiherren, Fürsten und dänische Könige über die nächsten Jahrhunderte hinweg gegeneinander Kriege führten und sich Hoheitsgebiete abjagten, gelang es den Hamburger Kaufleuten immer wieder mit Pragmatismus und Kalkül, sich aus den großen politischen Themen ihrer Zeit herauszuhalten und stattdessen Geld zu verdienen.

Hamburg und Lübeck gründeten die Hanse, die den Handel in Nordeuropa vier Jahrhunderte lang dominierte, und nachdem die Engländer Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Indienhandel den Grundstein für ihr Empire legten, segelten Hamburger Kaufleute in ihrem Windschatten und wurden reich. Geld war das Maß aller Dinge in Hamburg. »In Hamburg hört man von nichts als Geld, Warencourant und Banco«, stöhnte ein Vetter des Philosophen Gotthold Ephraim Lessing im 18. Jahrhundert. Hier gab es keine Adligen und keine Könige, bei denen man beliebt sein musste, um erfolgreich zu sein. Geld diente nicht dazu, Kriege zu führen, sondern das Geschäft zu erweitern, Hafenanlagen zu bauen oder die Elbe zu vertiefen.

Europas Adel war mächtig, weil er einfache Menschen in Abhängigkeit hielt. Hamburgs Kaufleute waren einflussreich, weil ihr Geld ihnen Unabhängigkeit verschaffte. Vorbild dieser Hamburger Kaufmannschaft waren die alten Stadtrepubliken Athen, Rom und Venedig, die ebenfalls jeden Herrschaftsanspruch von außen abgelehnt hatten.

Doch das hanseatische Geschäftsmodell war prekär. Hier gab es keine Ländereien, die ein stetes Einkommen durch Land- und Forstwirtschaft garantieren konnten. »Wohlstand ist für immer ungewiss«, schrieb der Kaufmann Adolph Vorwerk 1860 an seine Verlobte. »Unser Geld steckt in jeder Partie Guano, die aus Valparaiso nach Hamburg segelt. Ein schwerer Sturm, ein Schiffbruch und alles ist weg.« Deswegen sollte sie »um Gottes willen« kein Eheleben im Luxus erwarten.

Bescheidenheit und Fleiß waren die Tugenden, die die vornehmen Hamburger Kaufleute von sich selbst und vom Rest der Welt erwarteten. 1909 reiste Johann Wilhelm Burchard gemeinsam mit einem Dutzend deutscher Könige, Großherzoge und Fürsten nach Wien, um Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn zu seinem schzigsten Thronjubiläum zu gratulieren. Der Adel trat in seiner ganzen militärischen Großartigkeit auf: polierte Brustplatten, gewichste Stiefel, Federbüschel auf den Helmen. Burchard dagegen erschien in einem schweren schwarzen Talar mit gerafftem weißem Kragen. Als der Bericht von dem österreichischen Pomp in Hamburg die Runde machte, ergoss sich viel Spott auf die Mächtigen des Rei-

ches. Die Militärfürsten, die »Riege von Papageien«, hätten beileibe nicht den Eindruck gemacht, den Burchard hinterlassen habe.

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges standen Hamburg und seine Kaufleute auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Sie hatten einen der größten Hafenplätze der Welt geschaffen. Hier wurden rund fünf Prozent des gesamten Welthandels abgewickelt. Kein anderer Ort trug mehr zu Deutschlands wirtschaftlicher Führungsposition in Europa bei als Hamburg. Kein Wunder also, dass die Hansestädter für einen ausgeprägten Stolz auf die eigene Andersartigkeit bekannt waren. Burchard selbst hatte einmal gesagt, dass »der Kaiser einem Hamburger Kaufmann einen Titel geben mag, einen höheren Stand allerdings kann er ihm nicht verleihen, denn es gibt keinen höheren Stand als den des Bürgers«.

Kurz vor der Katastrophe von 1914 war dieser Stolz jedoch zu reiner Hybris verkommen. Burchards Kinder hatten diese Einstellung schon in jungen Jahren so sehr verinnerlicht, dass sie sich aus der Lästerei über den Kaiser einen Spaß machten: Wilhelm II. war bei den Burchards zum Mittagessen gewesen, und als der Gast verabschiedet wurde, standen vier kleine Burchardtöchter unter der Obhut ihres Kindermädchens im ersten Stock und spähten durch die Gardinen. »Wisst ihr«, erklärte Marianne, die zweitälteste, ihren Schwestern, »verglichen mit Papa sieht der Kaiser doch furchtbar ordinär aus.«

Was klingt wie die hochnäsige Bemerkung eines verzogenen Mädchens aus besserem Hause, versinnbildlicht das Verhältnis Hamburgs zum Deutschen Reich und zu Preußen. Wenn Burchard besser aussah als der Kaiser – er war groß, schlank und hatte keinen verkümmerten linken Arm –, dann war es dieses Bewusstsein allein, das ihm noch blieb. Denn mag Preußen auch hässlicher gewesen sein als Hamburg, es war mächtiger.

Indem der Einfluss Preußens als Führungsmacht innerhalb des Deutschen Reiches zunahm, begann der Stern Hamburgs zu sinken. Als Marianne Burchard den Kaiser verlachte, hatte Thomas Mann ihre Figur in den *Buddenbrooks* schon kariert. Sie war wie Tony Buddenbrook, das verwöhnte Mädchen, dessen ganzes erwachsenes Leben unter dem Eindruck der vergangenen Glorie des eigenen Clans steht, was sie zu törichter Eitelkeit und Unglück verdammt.

Offiziell hat der Senat sein Protokoll für Staatsempfänge bis heute nicht erneuert. Wenn Könige Hamburg besuchen, müssen sie die breite Treppe mit dem dicken roten Läufer bis zum Senatsspiegel erklimmen. So ist es zumindest in der Theorie. In der Praxis erlauben sich Bürgermeister inzwischen, von dieser Regel abzuweichen. Als im Mai 1965 die britische Königin Elisabeth II. zu Besuch kam, wartete Paul Nevermann nicht, bis sie oben auf dem Senatsspiegel angekommen war, sondern machte ein paar Schritte nach vorn und begrüßte die Queen schon auf der Treppe. Ihrem Sohn Charles III. wird der Hamburger Bürgermeister noch weiter entgegenkommen: Peter Tschentscher empfängt ihn am Dammtorbahnhof. Die Treppe zum Senatsspiegel werden die beiden später gemeinsam erklimmen.

ANZEIGE

  
KARLA FRICKE

Hier schreiben Sie  
Stadtgeschichte.



Traumhaftes Stadthaus in bester Lage nahe der Alster.

karla-fricke.de

# Stadtentwicklung



Foto: Philipp Meuser für DIE ZEIT

Wie kann der Weg in die HafenCity erleichtert werden? Über solche Dinge denkt Elke Pahl-Weber nach

## »Es tut weh, wenn Läden plötzlich leer stehen«

Als erste Hamburger Innenstadt-Koordinatorin steht Elke Pahl-Weber vor einer großen Frage: Wie kommt wieder Leben in die City?

*Die Architektin und Hochschullehrerin Elke Pahl-Weber arbeitet seit Juni 2022 als erste Innenstadt-Koordinatorin für Hamburg. Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) hat sie eingestellt. Seine Erwartung: Pahl-Weber soll mit Verbänden und Interessengruppen einen Dialog zur Zukunft der City führen, deren Wünsche bündeln und dem Senat neue Projekte vorschlagen. Kann das gelingen? Zum Interview empfängt die 69-Jährige im Gebäude der Stadtentwicklungsbehörde in Wilhelmsburg, wo sie ein Büro im zehnten Stock bezogen hat.*

**DIE ZEIT:** Galeria Karstadt Kaufhof schließt zwei der fünf in Hamburg verbliebenen Standorte, das Traditionskaufhaus AppelrathCüpper ist dicht, der Schuhhändler Görtz schließt Läden. Was macht das mit der Innenstadt?

**Elke Pahl-Weber:** Im Einzelhandel spielen sich seit Jahren tiefgreifende Änderungen ab, und wir sind an einem sehr tiefen Punkt der Transformation angekommen. Es wird wohl mit Warenhäusern in der klassischen Form so nicht weitergehen. Und es tut weh zu sehen, wenn Läden, in denen man gerne einkaufen ging, plötzlich leer stehen. Wenn die Fenster dunkel oder zugleibt sind, vermittelt das ein Gefühl von Unsicherheit. Für Hamburg bin ich aber zuversichtlich, da es genug gute Ideen gibt. Das leere Gebäude von AppelrathCüpper wurde jetzt von C&A angemietet, die gehen da mit einem neuen Konzept rein. Wir begleiten diesen Wandel durch Gespräche mit Akteuren und eigene Maßnahmen.

**ZEIT:** Werden wir in der Innenstadt künftig noch viel shoppen?

**Pahl-Weber:** Wir werden wohl weniger einkaufen als bisher, aber es bleibt einer der wichtigsten Gründe für den Besuch in der Innenstadt. In der HafenCity werden ja gerade 80.000 Quadratmeter neue Einzelhandelsflächen geschaffen. Die Betreiber sagen dazu, in Zukunft müsse ein Einzelhändler möglichst viel Fläche haben, um alles darzustellen, was er zu bieten hat. Die Kunden sollen sich möglichst viele Waren anschauen können, egal, wo sie die hinterher kaufen.

**ZEIT:** Bedroht das neue Einkaufszentrum in der HafenCity nicht die City?

**Pahl-Weber:** Die Sorge ist verständlich. Denn die Kaufkraft wächst nicht so schnell wie die Verkaufsflächen. Aber in Altstadt und Neustadt wird schon jetzt mehr geboten als Shopping. Wir haben erhoben, dass ein Viertel der Besucher wegen kultureller Angebote in der Innenstadt kommt. Für eine Oper etwa oder ein Musikkonzert. Viele würden gerne hinterher was essen gehen und wissen nicht, wo. Dabei gibt es so viele Angebote in der Nähe, die müssen wir sichtbar machen.

**ZEIT:** Die Stadt hat entschieden, das Naturkunde-Museum neu in der HafenCity zu bauen und nicht in der Innenstadt. Ist das ein Fehler?

**Pahl-Weber:** Ich hätte mir ein Naturkunde-Museum dort gut vorstellen können, denn es zieht Familien mit Kindern an. Aber es sind mehrere Standorte in der Innenstadt ausführlich untersucht worden, und keiner war geeignet. Und die HafenCity gehört schließlich auch zur Innenstadt.

**ZEIT:** Na ja, Besucher der City gehen selten rüber in die HafenCity – auch, weil die sechsspürige Willy-Brandt-Straße im Weg ist.

**Pahl-Weber:** Diese Achse teilt die Stadt in Nord

und Süd, und daher laufen nun mehrere Prozesse, um die fußläufigen Verbindungen zu stärken. Wir könnten eine Furt einziehen, wie eine seichte Stelle in einem Fluss, indem wir die Straße deutlich markieren und zeigen: Hier kann ich als Fußgänger sicher rübergehen. Ich persönlich würde gerne mehr experimentieren und mal einen automatischen Hop-on-hop-off-Bus fahren lassen, der Fußgänger hin- und hershuttelt. Oder man könnte über eine Seilbahn nachdenken. Mit regenerativem Strom betrieben, wäre sie sogar ein ökologisches Verkehrsmittel.

**ZEIT:** Ernsthaft? Es gab mal die Idee, eine Seilbahn über die Elbe zu den Musical-Theatern zu führen – das wurde verworfen.

**Pahl-Weber:** Zu Recht! Wegen des Schiffsverkehrs wäre eine Seilbahn über die Elbe viel zu gefährlich. Wenn eine Seilbahn aber kleinere Strecken überbrückt, und man etwas von der Identität der Stadt mitbekommt, könnte das attraktiv sein.

**ZEIT:** Was halten Sie von Tunneln?

**Pahl-Weber:** Ich lehne das ab. Unterirdische Tunnel für Fußgänger sind keine sicheren Orte. Und eine Untertunnelung der Willy-Brandt-Straße hieße, dass man eine Baustelle für viele Jahre schafft. Damit wäre die Verbindung zur HafenCity über lange Zeit blockiert.

**ZEIT:** In der Altstadt leben weniger als 2500 Leute, zwischen Bahnhof und Rathaus sind es nicht mal 100. Die Stadt will das ändern. Wie?

**Pahl-Weber:** Es sind mehr als 800 Wohnungen in Neubauten in Bau oder Planung, aber das wird das Problem nicht allein lösen. Wir müssen auch in bestehende Gebäude Wohnungen einbauen oder Gebäude aufstocken. Doch machen Sie das mal mit einem Kontorhaus oder in einem leer stehenden Kaufhaus. Das ist baulich herausfordernd.

**ZEIT:** Das Hauptproblem ist doch, dass Investoren an Wohnungen weniger verdienen als mit Büros oder Läden.

**Pahl-Weber:** Ja, das ist richtig: Die Eigentümerinnen und Eigentümer werden neben dem lukrativen Einzelhandel auch mehr renditeärmere, kulturelle und gastronomische Nutzungen platzieren müssen. Doch ich bin sicher, dass wir hier eine Kaufmannschaft haben, die das mitgeht.

**ZEIT:** Was planen Sie jetzt für die Innenstadt?

**Pahl-Weber:** Wir wollen bis Jahresende drei Prototypen aufsetzen, also neue Projekte, für die Hamburg Fördermittel vom Bund bekommt. Gemeinsam mit der Handwerkskammer etwa planen wir einen Maker-Space. Die Kammer will Handwerksberufe sichtbar machen, um Fachkräfte zu gewinnen. Aber mit so einem Maker-Space-Haus kann ich keine Mieteinnahmen von 80 bis 300 Euro pro Quadratmeter erzielen – das erschwert die Suche nach einer Immobilie.

**ZEIT:** Was planen Sie noch?

**Pahl-Weber:** Wir wollen leere Immobilien in der City nicht lange brachliegen lassen und zeigen, für was sie nutzbar wären. Wie beim früheren Karstadt-Sporthaus in der Mönckebergstraße. Der Eigentümer hat das Gebäude letztes Jahr ein paar Monate lang der Kreativgesellschaft überlassen, einer Einrichtung der Kulturbehörde. Neben Ausstellungen und Workshops gab es Konzerte, Partys und bezahlbare Arbeitsplätze für Kreative. Jetzt überlegen wir mit der Kreativgesellschaft, wo sich weitere Zwischennutzungen realisieren lassen.

**ZEIT:** Und das dritte Projekt?

**Pahl-Weber:** Das betrifft privates Wohnen: Wir müssen die Innenstadt langfristig so umbauen, dass man dort gut leben kann, mit mehr Kinderspielplätzen, Lebensmitteläden und Schulen. Damit das Wohnen nicht nur für kinderlose Singles mit hohem Einkommen attraktiv wird, sondern auch für Familien. Man könnte sich an der Idee der Community Improvement Districts orientieren, so heißt diese Aufwertung der Viertel in Amerika.

**ZEIT:** Was sind die großen Konflikte beim Umbau der Innenstadt?

**Pahl-Weber:** Die Innenstadt muss gut erreichbar

sein. Die einen sagen, mit Bus, Bahn oder Fahrrad komme ich überallhin, die anderen bevorzugen das Auto. Die autofreie Innenstadt wird von vielen komplett abgelehnt. Und die Frage, was eine autoarme Innenstadt bedeuten könnte, ist hochumstritten.

**ZEIT:** Viele Einzelhändler fürchten Umsatz-Einbußen, wenn Autos ausgesperrt werden.

**Pahl-Weber:** Als Wissenschaftlerin weiß ich, dass es andersherum richtig ist. Mehrere Studien zeigen, dass eine Verkehrsberuhigung den Umsatz steigert, wenn eine gute Erreichbarkeit besteht. Denn die Leute halten sich lieber auf großen freien Flächen vor Läden auf, man gewinnt Laufkundschaft dazu.

**ZEIT:** Was vermissen Sie in den Diskussionen?

**Pahl-Weber:** Ich würde sagen, dass der Klimawandel noch zu wenig einbezogen wurde. In der Innenstadt wird es künftig im Sommer sehr heiß werden. Wir müssen Wasserflächen wie die Alster und die vielen Bäume besser nutzen, um für mehr Verdunstungskälte und Schatten zu sorgen. Und ich möchte den Alster-Wanderweg an den Fleeten beleben. Damit die Hamburger wieder öfter von der Alster direkt zum Hafen bummeln.

Das Gespräch führte  
Kristina Läscher

ANZEIGE



### 11. Helga-Stödter-Preis der Handelskammer Hamburg

#### Mixed Leadership

Zum **11. Mal** wird der »Helga-Stödter-Preis der Handelskammer Hamburg« für **Mixed Leadership** vergeben. Die Auszeichnung würdigt Hamburger Unternehmen, die sich nachhaltig für Vielfalt und ein ausgewogenes Verhältnis von Frauen und Männern in Führungspositionen einsetzen.

Der Preis ist eine gemeinsame Initiative von Handelskammer Hamburg und Helga Stödter-Stiftung. Ausgezeichnet werden kleine/mittlere und große Unternehmen im Rahmen einer Abendveranstaltung am **25. September 2023**, um 18.00 Uhr, in der Handelskammer Hamburg.

Infos und Anmeldung zur Preisverleihung

[www.hk24.de/helga-stoedter-preis](http://www.hk24.de/helga-stoedter-preis) und [www.helga-stoedter-stiftung.de](http://www.helga-stoedter-stiftung.de)

Ausschreibungsfrist bis **19. Mai 2023**

Mit Förderung von



## Genießen

Schon vor der dänischen Grenze bin ich eingeschlafen. Ich träume von der Fahrt. Davon, dass der Zug in Schrittschwindigkeit durch die Nacht zuckelt, so nah an den Häusern vorbei, als verliefen die Gleise durch die Vorgärten.

Um kurz nach fünf Uhr morgens erwache ich aus meinem Traum, weil Lichter hell wie Autoscheinwerfer durch das Fenster meines Abteils fallen. Wir sind am Bahnsteig in Malmö, auf dem Weg nach Stockholm. Offenbar wurde nicht wahr, wovon ich gerade, in meiner ersten Nacht im Schlafwagen, geträumt habe. Denn seit ich vor einigen Stunden in diesen Zug gestiegen bin, sind wir weit gekommen.

Vom Halt in Kopenhagen habe ich nichts mitbekommen, auch die Öresundbrücke, die fast acht Kilometer lange Überwindung der Ostsee zwischen Dänemark und Schweden, habe ich verschlafen. Zwischen hier und Stockholm liegen nun noch 600 Kilometer und Stopps in Orten, die klingen wie Namen schwedischer Fabelwesen: Alvesta, Nässjö, Hälsjöholm. Ob man dort wirklich Elfen und Trolle trifft, vermag ich nicht zu sagen, denn schon kurz hinter Malmö bin ich wieder eingeknickt.

In Hamburg starten mehrere Nachtzüge Richtung Süden und in die nördlichen Nachbarländer. Die Verbindung Hamburg-Stockholm in Schlafwagen der schwedischen Staatsbahn SJ wurde erst Ende Februar offiziell eröffnet. 13 Stunden soll man unterwegs sein. Für mich klingt das nach einer fantastischen Idee: einsteigen, einschlafen, ausschlafen, aussteigen. Reisen wie im Flug, nur ohne Stress, mit mehr Beinfreiheit und einer etwas weniger fatalen CO<sub>2</sub>-Bilanz. Ist es wirklich so gemütlich?

Mein Realitätscheck beginnt an einem Dienstagabend um kurz nach 21 Uhr. Eine SMS von SJ hatte mich informiert, dass mein Zug wegen einer Streckenwartung nicht wie gewöhnlich am Bahnhof Altona starten kann, sondern in Pinneberg. Ich warte an Gleis vier mit etwa 70 weiteren Späterreisenden, alte, junge, mit Koffern, Tagesrucksäcken oder Ikea-Tüten bepackt.

Ich bin in meinem Leben schon unzählige Male Bahn gefahren, habe Sitznachbarn und Mitreisende eher gleichgültig zur Kenntnis genommen, solange sie nicht stanken, zu laut sprachen oder sich die Nägel knipsten. Gleich werde ich vermutlich mit einer fremden Frau meine Doppelkabine beziehen, in ihrer Anwesenheit die Zähne putzen, die Socken aus- und das Schlafshirt anziehen. Im Nachtzug wird die sonst so private Schlafenszeit öffentlich, und das macht diese Reise gleich etwas aufregender.

Schneeböen wirbeln über den Bahnsteig, die Wetter-App zeigt drei Grad an. Um 21.30 Uhr wird auf den Bildschirmen eine halbstündige Verspätung unseres EuroNight angekündigt. »Das mit den Zügen ist überall gleich katastrophal«, sagt eine Schwedin im Plüschmantel mit Leopardenmuster belustigt. Eine junge Dänin bietet Umstehenden einen Schluck Wärme aus ihrer Flasche Jägermeister an.

Viele Züge fahren ein, Ziele: Itzehoe, Wrist, wieder Wrist, wieder Itzehoe. Von unserem Stockholm-Express keine Spur. Als die halbe Stunde um ist, verschwindet unsere Reiseverbindung von den Anzeigetafeln. Die ersten Wartenden werden nervös. Bei SJ sei auch unklar, wo der Zug geblieben ist, erfährt eine Niederländerin in der Servicehotline. Die Schnaps-Dänin ruft bei der Deutschen Bahn an, weist etwas empört darauf hin: »We are in the middle of nowhere!« Ich könnte zurück nach Hause, aber für viele andere am Gleis wäre es ungünstig, wenn das Transportmittel ausfiele, das gleichzeitig ihre Bleibe für die Nacht ist. Ich frage mich, was man sich in Pinneberg schon mal fragen kann: Hat man uns vergessen?

## Traumreise

Einsteigen, einschlafen, aufwachen, da sein – Nachtzüge klingen wie der perfekte Weg in den Urlaub.

VIOLA DIEM hat eine neue Verbindung nach Stockholm getestet



13 Stunden braucht der Zug in die schwedische Hauptstadt. Viel Zeit zum Verschlafen

## Im Schlafwagen von Hamburg nach ...

<b>Stockholm</b> mit Stopps unter anderem in Kopenhagen und Malmö; täglich außer samstags; Anbieter: SJ sowie Snälltåget	<b>Innsbruck</b> mit Stopps unter anderem in München; täglich; Anbieter: ÖBB	<b>Lörrach</b> mit Stopps unter anderem in Karlsruhe; nicht täglich; Anbieter: Urlaubsexpress; Automitnahme möglich	<b>Wien</b> mit Stopps unter anderem in Nürnberg, Passau und Linz; täglich; Anbieter: ÖBB	<b>Zürich</b> mit Stopps unter anderem in Frankfurt am Main und Basel; täglich; Anbieter: ÖBB
---	---	--	--	--

Hat man nicht, wie wir um kurz vor halb elf von drei Polizisten erfahren, die am Gleis auftauchen. »Noch 10 bis 15 Minuten Geduld«, verkündet einer der Beamten und ist damit nah dran. 20 Minuten später taucht der Zug aus der Dunkelheit auf, 150 Meter Erleuchtung. Unter Johlen und Freudenpfeifen einiger Passagiere kommen fünf schwedenblaue Wagen zum Stehen.

Die Nachtzugverbindung von SJ mag neu sein, die Waggonen kann man wohlwollend als retro bezeichnen. In den Schlafwagen der Typen WLAB MUn und WLAB32 werden seit Jahrzehnten Menschen durch die Nacht gefahren, früher bei den ÖBB. Im Inneren gibt es keine holzvertäfelte Nostalgie à la »Mord im Orient Express«-Express, dafür Neunziger-Charme mit blechernen Durchsagen, mechanischen Waggontüren und Schiebefenstern.

Die Zugbegleiterin weist mich in mein Abteil ein. Die zwei Betten darin sind stockbettartig übereinander, die Matratzen geschätzte 60 Zentimeter schmal. Das untere Bett lässt sich zu Zugsitzen hochklappen, das obere Bett ist über eine Leiter zu besteigen. Ich überblicke mein kleines Reich, das mich an Mikroapartments asiatischer Metropolen erinnert: Leben auf engstem Raum. In den Ecken und hinter Klappen ist Stauraum für das Gepäck. In einem Tischchen, das sich wie eine Puderdose aufklappen lässt, verbirgt sich ein Waschbecken.

Bucht man nur ein Bett und nicht das ganze Abteil, entscheidet der Zufall, mit wem man hier übernachtet. Auf der Rückfahrt werde ich das Abteil mit einer Frau vom Umweltministerium teilen, mich stundenlang nett mit ihr unterhalten. Jetzt auf dem Hinweg aber habe ich den Hauptgewinn in der Mitfahrerlotterie: Das zweite Bett bleibt leer.

Der Zug setzt sich in Bewegung und ich auch. In Erwartung eines Bordbistros hatte ich nicht zu Abend gegessen und beuge mich nun auf die Suche. Es gibt kein Restaurant im Zug, nur einen winzigen Service-Raum, aus dem heraus Snacks verkauft werden. Sogar Bio-Köttbullar für 7,70 Euro. Hinsetzen kann man sich nicht, essen muss man im Abteil.

Im Zug ist es ruhig, die meisten Passagiere sind bereits in ihren Abteilen verschwunden. »Auf Nachtfahrten sind die Leute meist entspannter als tagsüber«, sagt die Zugbegleiterin, die sich mit dem Vornamen vorstellt. Arianna arbeitet seit 23 Jahren in dem Job und findet ihn noch immer toll. Im Laufe der Jahre war sie bei mehreren Reiseunternehmen, aktuell ist sie bei BTE angestellt, dem Bahntouristikexpress, der mit der schwedischen Staatsbahn SJ kooperiert. Auch wenn sie morgens schon in Paris, Verona oder der Côte d'Azur ausgestiegen ist, sei die Strecke nach Stockholm eine besonders schöne, findet Arianna. Es könne sein, sagt sie noch, dass ich in der Nacht zur Passkontrolle von den Grenzbeamten in Dänemark und Schweden geweckt werde. Ansonsten bringe sie ab acht Uhr das Frühstück vorbei. »Möchten Sie Tee oder Kaffee?«

Nachtzüge haben in Deutschland eine lange Geschichte. Schon 1852 verkehrten die ersten, damals noch mit weniger als 50 Kilometern pro Stunde und ohne Betten. Nach amerikanischem und belgischem Vorbild wurde der Nachtzug allmählich zum Luxusgefährt und zum gesellschaftlichen Treffpunkt für Reiche und Adlige. In den 1950er-Jahren setzte er sich als Massenverkehrsmittel durch, bis den Anbietern die Passagiere wegliefen, besser gesagt: wegfliegen. Fliegen wurde populärer, mit Billig-Airlines auch günstiger, und schneller war es ohnehin. Die Deutsche Bahn gab 2016 ihre Schlaf- und Liegewagen auf.

Inzwischen gibt es in Deutschland wieder einige Nachtverbindungen mit Schlafwagen. Ein gemeinsames Portal haben die verschiedenen Anbieter leider noch nicht, was es mühsam macht, die Optionen zu überschauen und zu buchen. In der App der Deutschen Bahn war meine Nachtzugverbindung nach Schweden zwar angezeigt worden, aber nicht buchbar. Auf der Seite von SJ blickte ich zunächst nicht durch, erhielt aber schnell Hilfe im Service-Chat. Mein *biljetter* kam dann per Mail und auf Schwedisch: »Plats i sovagnskupé 2 klass, Vuxen, Kan återbetalas«, übersetzt: »Sitzplatz im Schlafabteil 2. Klasse, Erwachsene, erstattungsfähig«. Kurzfristig gebucht hat die Hinfahrt 178 Euro gekostet. Tickets gibt es bereits ab 44 Euro, wenn man sich mit einem einfachen Sitzplatz begnügt, oder ab 80 Euro für ein Bett im Sechser-Liegewagen. Das waren mir aber doch zu viele Leute.

Für günstigstenfalls 220 Euro hätte ich übrigens auch erster Klasse übernachten können. Wie das aussieht, darf ich mir bei Ada anschauen. Die Schwedin, die auf dem Gleis noch den Leopardenmantel trug, hat in ihrem Abteil nicht unbedingt mehr Platz, aber ein eigenes Bad mit Dusche, was praktisch ist, wenn man auf dem Bahnsteig schockgefroren wurde. Noch mehr beneide ich sie um die eigene Toilette, denn die Klos auf dem Gang sind – wie in jedem Zug, egal ob zur Tages- oder Nachtzeit – finstere Orte.

Ada ist 33, lebt in Amsterdam und ist gerade wegen eines Jobs auf einem Filmfestival nach Stockholm unterwegs. Wann immer es geht, nehme sie den Nachtzug, sagt Ada: »Ich hasse Fliegen. Danach bin ich immer völlig erschöpft. Von der Warterei bei der Gepäckabgabe, beim Sicherheitscheck, beim Einsteigen, beim Aussteigen, beim Gepäckholen.« In einem Nachtzug könne sie die Zeit besser nutzen, gemütlicher sei es auch. »Ich bin im Zug auch nicht so zielversessen, sondern kann auch den Weg genießen. Und vor allem: Wenn ich das Ziel erreiche, bin ich wirklich da, und brauche nicht erst noch einen Shuttle vom Flughafen in die Stadt.«

In der Nacht lasse ich die Jalousien oben. Ich mag, wie draußen ab und zu ein Licht vorbeischießt, Laternen an vereinsamten Bahnsteigen. Das leichte Rütteln und die Geräusche der Fahrt lösen ein wohliges Gefühl aus. Hat es sich so ähnlich angefühlt, als wir noch im Kinderwagen von den Eltern durch die Welt geschoben wurden?

Die Grenzbeamten kommen nicht in dieser Nacht. Nachdem mich beim ersten Mal die Bahnhofslampen in Malmö geweckt haben, ist es beim zweiten Mal das Tageslicht um kurz vor acht Uhr. Und da sind sie: die roten Holzhäuser, die glitzernden Seen, die Nadelwälder vor meinem Zugfenster. Ein Schweden-Traum? Nein, alles echt.

Eine Stunde der Verspätung haben wir wieder reingefahren, sagt Zugführerin Arianna, als sie mir das Frühstück bringt. Damit erreichen wir Stockholm eine Stunde hinter dem Plan. »Es läuft noch nicht alles perfekt«, gibt sie zu, »aber wir arbeiten dran.«

Die Verspätung ärgert mich erstaunlich wenig. Wäre ich tagsüber gereist, hätte ich wohl das Gefühl, ich käme zu spät zu Terminen. Hier im Nachtzug fühlt es sich an, als bekäme ich Zeit geschenkt, Zeit, die ich verschlafen konnte.

Gegen elf Uhr fahren wir in den Stockholmer Hauptbahnhof ein. Beim Aussteigen begegne ich Ada, wir durchqueren gemeinsam die hübsche Bahnhofshalle, gehen raus auf die Straße, immer weiter durch Gassen und über Brücken, bis zur Schleuse, die mitten in der Stadt den Mälarsee von der Ostsee trennt. Gerade erst aufgewacht, denke ich, und schon eine Reise unternommen.

ANZEIGE

## Entspannter Luxus auf Sylt.



Ab EUR 213,- pro Person im Doppelzimmer Deluxe mit Meerblick inkl. Frühstücksbuffet u.v.m. (Saison C)

Endlose Weite und Ruhe, ein vom Golfmagazin als „beliebtester Golfcourse Deutschlands 2022“ ausgezeichnete True Links Course in einzigartiger Natur und ein Hotel, welches in Ausstattung und Service keine Wünsche offen lässt. Weitere Infos erhalten Sie unter Tel. 04651.4607-0 oder [www.budersand.de](http://www.budersand.de). BUDERSAND Hotel - Golf & Spa - Sylt · Südkap GmbH & Co. KG · Am Kai 3 · 25997 Hörnum

**BUDERSAND**  
Hotel - Golf & Spa - Sylt